Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 18 — Leipzig, den 3. Mai — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Heilsgewißheit: 3 — Das Alte Testament gehört nicht in den christlichen Religionsunterricht. Mit Nachwort des Herausgebers — Der Aufstand der evangelischen Bauern Oberösterreichs im Jahre 1626 — Renans Entwicklung, Geschichtsschreibung und Weltanschauung — Die Botschaft Tolstois: 8. Jasnaja Poljana. Drei Tode. Eheglück. Polikuschka. Leinwandmesser — Verschiedenes: Die Verlobung der Prinzessin Alix; Leo XIII. über die physikalischen Weltgesetze; Der Prophet Elias; Graf Albrecht von Mansfeld; Monatshefte der Comeniusgesellschaft — Anzeigen

Heilsgewißheit

3

Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist. Psalm 42, 12.

Ihr Tiefstes, Unaussprechliches vertraut die Empfindung am liebsten dem Liede an. Die Frömmigkeit macht davon keine Ausnahme. Auch sie greift zur Harfe, um das zu sagen, was keine Beredsamkeit überzeugend genug zu sagen vermag, was in der verstandesmäßigen Sprache der Einfalt und Keuschheit ermangeln möchte. Daher die Herrlichkeit des Psalters.

Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehst du allen Heiligen ins Herz, wie in schöne, lustige Gärten, ja wie in den Himmel ... Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle ... daß dir kein Maler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen, und kein Cicero oder Redekundiger also vorbilden.

Das sind Luthers goldne Worte über die Psalmen. Den obenan gestellten Psalm hat Mendelssohns Motette und die volksliedartige Weise: Harre, meine Seele, harre des Herrn, der evangelischen Gemeinde ins Herz gesungen. Harre des Herrn, so wollen auch wir sprechen, wenn uns um unser Heil bange ist.

Denn Gewißheit des Heils ist nicht eine Sache, die sich erzwingen oder abdringen ließe. Im Gegenteil, je mehr man seine Absicht darauf lenkt und glaubt, die rechte Gemütsverfassung, den beglückenden Genuß der Nähe Gottes, die innige Empfindung der Gnade durch besondre Veranstaltungen herbeiführen zu können, um so schmerzlicher die Enttäuschung, der man sich aussetzt. Versucht worden ist es ja immer wieder, seit es eine Christenheit und christliche Lebensideale giebt, von jenen frühen Tagen an, wo die Frömmigkeit zum erstenmale die Einsamkeit aufsuchte, sie grundsätzlich und für zeitlebens aufsuchte und daran die Hoffnung knüpfte, daß eine entschiedne Abkehr von der Welt den reinen Besitz der ewigen Güter zur sichern Folge haben werde, — bis zu dem Bußkampf im Kämmerlein, der nach der Regel des strengen Pietismus einen siegreichen Durchbruch der Gnade erringen müsse. Unsre aufrichtigste Teilnahme diesen Bemühungen, über die nur ein sattes, selbstgefälliges, weltseliges Christentum übermütig die Achsel zuckt. Der Mensch bleibt ewig, der er ist, und das Verlangen einer suchenden Seele nach Heilsgewißheit gehört, auch wo die Richtung verfehlt ward, zu den echtesten und ehrwürdigsten Stücken in der Schatzkammer des Hauses Gottes. Aber freilich die Richtung ist verfehlt, wenn die Hilfe von eigner Veranstaltung erhofft wird.

Mit Sorgen und mit Grämen und mit selbsteigner Pein läßt Gott sich gar nichts nehmen, es muß erbeten sein. Möchten wir das zu Herzen nehmen. Möchten wir unserm Nachdenken, unsrer Selbstbetrachtung, unserm Prüfen, Sondiren, dem ganzen Aufgebot an Reflexion, dessen wir vielleicht fähig sind, nicht mehr zutrauen, als sie gewähren können. Sie helfen uns unser Inneres zergliedern, und das ist recht und gut, so gewiß jene Inschrift über dem delphischen Tempel recht und gut war, die den Griechen ermahnte: Erkenne dich selbst! Aber mehr können sie nicht, sie können nichts Neues, Besseres hinzuthun und verderben vielleicht durch ihre Schärfe, worin noch ein Segen war. Die religiöse Grübelei hat immer eine der Klippen gebildet, an denen das Schifflein des Christen in Gefahr des Scheiterns geriet. Gott wolle uns gnädig davor bewahren! Auch davor bewahren, daß wir nicht anderswie künstliche und, weil sie künstlich sind, zugleich unfruchtbare Mittel suchen, der Heilsgewißheit näher zu kommen. Es giebt ja wohl dergleichen Mittel. Man findet sie in der leidenschaftlichen Gefühlssteigerung, durch die sich die religiöse Reflexion in gewissen Augenblicken belohnt sieht. Dann geht es durch die Seele wie ein Rausch, und ungeahnte Seligkeiten führen die träumende bis an die Grenze der Verzückung, wenn sie nicht diese Grenze übersteigt, um mit Paulus die obere Welt, den dritten Himmel zu erschauen. Aber wie der Apostel weit entfernt war, von himmlischen Gesichten die Gewißheit seines Heils abhängig zu machen, so bleibt der Weg der Schwärmerei ein Irrweg, eine jener abschüssigen Bahnen, auf der das Hinabgleiten viel geschwinder geschieht als das Emporklimmen. Es nützt auch nichts hinzuzufügen, daß eine Anstrengung des Willens die gemachten Erfahrungen befestigen müsse. Denn der Wille mag zwar imstande sein, vorhandne Gefühle zu zügeln, aber er kann sie nicht erzeugen und sie nicht künstlich auf gleicher Höhe, in ihrer ursprünglichen Stärke festhalten. Das ist eine ungeheuerliche Arbeit, eine Aufgabe, die alle gesunde Kraft der Seele verzehrt und in dem Abgrund der Selbstquälerei ihr jammervolles Ende findet. Wer es jemals versucht hat, der weiß davon zu sagen und denkt mit Schauder an das Martyrium, das er sich zugefügt. Wir bitten alle heilsbegierigen Seelen, so dringend wir können, auf solche Wege zu verzichten. Sie werden weder durch Reflexion, noch durch künstliche Gefühlssteigerung, noch durch gewaltsame Anstrengung des Willens das erreichen, wonach ihr Sehnen geht. Sie werden weder den lebendigen Gott, noch eine lebendige Wirkung seines Geistes, noch eine feste Zuversicht finden, sie werden nur sich selber finden, dasselbe alte, bedürftige Ich, dessen sie ledig gehen wollten, und dieses Ich im Zerrbild der Verstümmelung, der Selbstzersetzung und Selbstentzweiung. Lasset uns bei Paul Gerhardt bleiben: Es muß erbeten sein. Harre, meine Seele, harre des Herrn!

Es lohnt sich, seiner zu harren. Wir haben einen großen Gott und haben die Verheißung über ihn aus dem Munde unsers Heilands: Euer himmlischer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet. Gewiß, er kennt uns besser als wir selbst. Es ist wenigstens dies der letzte, feste Punkt, auf den wir angefochtene Seelen verweisen können. Er weiß

um uns, das muß uns genug sein. Er gedenkt unser, daran müssen wir uns halten lernen. Er wird uns nicht verlassen noch versäumen. So meinte es auch der Hebräerbrief mit dem trostreichen Schlußwort, an das wir neulich erinnerten: Welches geschiehet durch Gnade; so Jakob mit seinem tiefsten Seufzer: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Wer das nicht in gläubiger Zuversicht ergreifen kann, weil eben Glauben und Zuversicht fehlen, der fasse es im Gehorsam. Auch darin liegt schon ein großer Gewinn, ein Angeld künftigen Segens. Gott hat sich Zeit und Stunde vorbehalten, wann er uns nahe kommen will. Wir sollen ihm keine Vorschriften machen. Auch die Art und Weise hat er sich vorbehalten. Wollet ihm nicht euern Rat aufdrängen. Bis dahin stehet, wohin er euch gestellt hat, geht eurer täglichen Arbeit unverdrossen nach und erfüllet eure Pflichten, so gut ihr es vermögt, auch wenn es nicht zu eurer Zufriedenheit und ohne die volle Freudigkeit geschieht. Dem Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen. Es kommt noch schon dem Wartenden das Ende, das bringt ihm lauter Nutzen in die Hände.

So harrten die Jünger dem Pfingstfest entgegen, da sie den Geist empfangen sollten, der in die Wahrheit leitet und zur Gewißheit führt. Sch

Das Alte Testament gehört nicht in den christlichen Religionsunterricht

Alle christlichen Pädagogen und Theologen stimmen zweifellos darin überein, daß der Zweck christlicher Volkserziehung kein andrer sein kann, als der: Christen zu bilden. Er wird nur dadurch erreicht, daß man die Jugend zu Christo führt. Auch hierüber dürfte Einigkeit herrschen. Will man aber solchen Zweck auf möglichst sicherm und kurzem Wege erreichen, so ist das Alte Testament aus dem Religionsunterricht für die Jugend zu entfernen.

Erster Grund dafür: das Alte Testament ist für den christlichen Religionsunterricht entbehrlich. Das folgt sowohl aus der Entstehung wie aus dem Wesen des Christentums. Das Christentum ist durch Christus entstanden. Aber wenn wir das sagen, so denken wir nicht an den leiblichen Christus, an seine Abstammung aus dem Volke der Juden, sondern an den geistigen Christus. Dieser ist geboren nicht in der materiellen Welt, sondern in der unsichtbaren, immateriellen Welt, die über die irdischen Schranken hinausreicht. Nicht als Deus ex machina ist er gekommen, das ist richtig, sondern da die Zeit erfüllt war. Doch die Zeit war erfüllt nicht allein für das Judentum, sondern für die gesamte Menschheit. Christus ist nicht der Mittelpunkt der jüdischen Geschichte, sondern der Weltgeschichte. Auf ihn hin bewegt sie sich, und alles ist bestimmt, in ihm wieder unterzugehen. „Wer Christum nicht in dieser Allgemeinheit als göttliche Offenbarung annimmt, der kann auch das Christentum nicht als bleibende Erscheinung wollen.“ Dieses Wort Schleiermachers müßte denn doch zum Nachdenken anregen. Zur Weltgeschichte aber gehören alle Völker. Sollte nun Christus seine welterlösenden Ideen und seine welterlösende Kraft aus dem Judentume geschöpft haben? Dann ist seine Originalität dahin.

Wollte man aber, abgesehen von dem Baumeister selbst, doch von Bausteinen reden, die bei der Entstehung des Christentums dem Judentume, dem Alten Testament, entnommen worden seien, so ist auch das nicht von durchschlagender Bedeutung. Damals lag mancherlei Material umher zum Aufbau eines Neuen. Es sind nicht nur jüdische, alttestamentliche Gedanken, die da oder dort im Christentum anklingen, sondern auch heidnische. Auch das Heidentum hatte seine messianischen Hoffnungen. Auch im Heidentum ist die Reichgottesidee zu finden bei Cynikern und Stoikern und anderwärts. Zur Zeit, da Christus erschien, gab es auch gar kein reines Judentum mehr. Es war „schon nicht mehr ausschließend auf Moses und die Propheten basirt, sondern mannigfaltig umgebildet durch nicht jüdische Elemente, die es während oder nach der babylonischen Zerstreuung aufgenommen hatte,“ und das Heidentum „war auf mancherlei

Weise monotheistisch vorbereitet.“ Das hat auch Schleiermacher schon im Jahre 1830 hervorgehoben, und die allgemeine vergleichende Religionswissenschaft kann es jedem, der lernen will, bestätigen. Sie kann ihm auch sagen, daß die alttestamentliche Religion nicht fix und fertig in die Erscheinung getreten ist, sondern so gut ihre Entwicklungsgeschichte hat wie alle andern Religionen.

„Das Christentum verhält sich zu Judentum und Heidentum gleich“ und ist nicht eine Fortsetzung des Judentums. Die messianischen Weissagungen der alttestamentlichen Propheten haben sich bis heute noch nicht erfüllt in dem Sinne, in dem sie ausgesprochen waren. Will man aber von einer allgemeinen Erfüllung reden, so sind die heidnischen Prophetien so gut erfüllt wie die jüdischen. Alle haben eine bessere Zeit herbeigesehnt und verkündet. Die jüdischen Propheten haben sich dem national beschränkten Gedankenkreise nicht völlig entwunden. Das weiß jeder, der mit der Theologie dieser Propheten irgend bekannt ist. Das geben auch alttestamentliche Forscher zu wie Delitzsch, Riehm, Orelli.

Die alttestamentliche Religion bleibt im Partikularismus haften. Alle Völker sollen gesegnet werden durch Israel. Würde aber die jüdische Religion der Nationalität entkleidet, so wäre sie ein kosmopolitischer Monotheismus, der an die Höhen und Tiefen des christlichen Ideenkreises nicht im entferntesten hinanreicht. Die Propheten streifen den Universalismus zwar, aber nur, indem sie an der Grenze des Partikularismus stehen. Ihr Messias ist ein jüdischer. Niemand, auch nicht der kühnste Verteidiger der messianischen Weissagungen auf Christum, wird sich getrauen wollen, den Nachweis zu liefern, daß die jüdischen Propheten „Christum so, wie er wirklich gewesen ist, vorgestellt hätten.“ Wieder eine Schleiermachersche Bemerkung.*) Christus selbst lehnt die alttestamentliche Messiasidee Mark. 12, 35—37 ab. „Er setzt sein Messiastum auf einen höhern Rechtstitel, als auf den Davidischen Stammbaum“ (Holtzmann).

Wie man es auch wenden möge: entweder ist das Christentum ein messiasgläubiges Judentum und damit seiner Originalität beraubt, oder es ist etwas an sich und durch sich vollkommen Neues, eine wirkliche Offenbarung. Erkennt man es aber als eine solche an, so ist damit nicht gesagt, daß es in der Luft schwebt, sondern nur seine einseitige Abhängigkeit von irgend einer andern Religion ist geleugnet. Das Christentum, bestimmt für die ganze Menschheit, hat seine Wurzeln in der gesamten Entwicklungsgeschichte der Menschheit, nicht in der jüdischen Geschichte allein. Nur dogmatisches Vorurteil kann sich dieser Wahrheit verschließen, die allein deshalb noch immer nicht gebührend gewürdigt wird, weil man innerhalb des Christentums noch zu sehr von dem alttestamentlichen Gedanken beeinflußt ist.

Meint man überhaupt den „Heilsplan“ Gottes, der von der Dogmatik immer hervorgehoben wird, mit menschlichen Augen durchschauen zu können, so darf man ihn sicher nicht auf die Juden allein beziehen. Diese gerade zeigen sich trotz Altem Testament weniger empfänglich und vorbereitet für das Christentum als die heidnischen Kulturvölker. Sie haben Christum verworfen und verwerfen ihn heute noch. Die Heiden haben ihn angenommen. Sollte das kein schlagendes historisches Argument sein für die Entbehrlichkeit des Alten Testaments im christlichen Religionsunterricht? — Christus ist eben nicht der jüdische Messias, sondern der Erlöser der Menschheit. — Noch schlagender aber wird die Entbehrlichkeit des Alten Testaments

*) Daß im Neuen Testament vielfach auf die Weissagungen der Propheten und auf das Alte Testament überhaupt Bezug genommen wird und auch Christus alttestamentliche Worte gebraucht und auf alttestamentliche Aussprüche sich beruft, kann nur der als einen triftigen Grund für Beibehaltung des Alten Testaments im christlichen Religionsunterricht ansehn, der nicht versteht, daß die Verfasser der neutestamentlichen Schriften, Evangelien und Episteln, Juden waren, die sich schwer den jüdischen Vorstellungen zu entziehen vermochten, wie manche Aussage Christi über seine Jünger beweist, und daß naturgemäß nach dem Gedankenkreise und mit den Beweismitteln gerade der Zeit verfahren werden mußte, in der das Neue seinen Anfang nehmen sollte und nur erst im Keime vorhanden war.

für den christlichen Religionsunterricht erwiesen durch klare Erwägungen über das W e s e n des Christentums.*)

Christentum ist, kurz gesagt, nicht Lehre, sondern Leben, Gemeinschaft mit Christo, aber nicht im Sinne mystischer Vereinigung, sondern als praktisches Verhalten. Wie er spricht: „Bleibet in meiner Liebe. So ihr meine Gebote haltet, bleibt ihr in meiner Liebe“ (Joh. 15, 9 f.).

Wie gelangt man aber zu solcher lebendigen Gemeinschaft mit Christo? Nicht anders als durch Lehre, durch Unterricht. Christus ist den Kindern bekannt gemacht worden. Sie müssen, um sich mit ihm innerlich zu verbinden, ihn verstehen lernen. Das geschieht aber nicht dadurch, daß ihnen Lehrsätze über Christus mitgeteilt werden, sondern dadurch, daß er selbst ihnen vor die geistigen Augen gestellt wird. „Komm und siehe,“ das ist das Mittel, ihn zu verstehen und ihn lieben zu lernen. Dazu braucht man das Alte Testament nicht. Will man z. B. Luther verstehen, so wird es nicht notwendig sein, mit der Völkerwandrung, oder mit der Seßhaftmachung der Deutschen, oder mit der Nibelungen- oder Gudrunsage zu beginnen, sondern man wird die Zeit zu schildern haben, in der er lebte, die damalige Art und Stimmung des deutschen Volks und die damaligen Zustände der christlichen Kirche, mehr nicht. Holt man aber zu weit aus, so könnte das nur dazu führen, durch andre Geschichtsbilder das Bild Luthers zurückzudrängen. Alle hervorragenden Geister werden ganz gewiß aus ihrer Zeit verstanden, aber zu diesem Zwecke jedesmal die ganze Geschichte ihres Volks zu geben, dürfte niemand fordern, namentlich wenn die Gelegenheit zu solcher Verständlichmachung nicht allzu lange währt.

Will man also Christum verstehen lehren, so möge man die Zeit schildern, in der er lebte, eben die Kulturstufe seines Volks, mit der sein Erscheinen zusammentraf, nicht jedoch die ganze Geschichte von Noah bis Herodes vorführen. Die Zeitgeschichte Christi aber ist gerade neutestamentliche, nicht alttestamentliche Geschichte. Außerdem ist in der Person Christi nicht nur Geschichtliches, sondern auch Uebergeschichtliches enthalten, wodurch er über das sichtbare Geschehen emporgehoben wird. Auch besteht ein großer Unterschied zwischen theologischem und religiösem Verstehen, der hier nicht weiter auseinandergesetzt werden kann, und in dem christlichen Religionsunterricht, vorzüglich für die Volksschule, liegt der Ton auf dem religiösen Verständnis. Wir haben Christum noch lange nicht verstanden, wenn wir auch bis in das Kleinste und Feinste hinein alle die Fäden aufzuzeigen vermöchten, mit denen er in seine Zeit verflochten ist. Dann erst können wir sagen, daß wir ihn verstehen, wenn wir von seiner Person überwältigt sind. Dazu kann das Alte Testament auch nicht im geringsten helfen.

Gilt es freilich die Bekehrung von Juden, so wird aus historischen und psychologischen Gründen der Ausgang vom Alten Testament der richtige Weg sein. Aber für Heiden ist dieser Weg verfehlt und wird darum auch von den Missionaren nicht eingeschlagen. Noch verfehlter ist er jedenfalls für Christenkinder. Da ist er nicht nur falsch, sondern gefährlich. Das ist der z w e i t e G r u n d für die Entfernung des Alten Testaments aus dem christlichen Religionsunterricht.

Der Geist des Alten Testaments ist, wenn er unbefangen aufgefaßt wird, ein völlig andrer als der des Neuen. Dies einzusehen ist nur der verhindert, der der dogmatischen Beurteilung den Vorrang läßt. Damit ist keineswegs gesagt, daß die alttestamentliche Religion keine spezifische Eigentümlichkeit habe. Jede positive Religion hat ihre spezifische Eigentümlichkeit, also auch die alttestamentliche. Gerade wegen dieser ihrer spezifischen Eigentümlichkeit ist es falsch, sie mit der christlichen zu verbinden. Damit werden zwei spezifische Eigentümlichkeiten unklar durch einander gemischt. Das Glaubensleben des Alten Testaments ist eben ein ganz andres als das des Neuen Testaments. Das ist eine triviale Wahrheit. Die niedre Offenbarungsstufe kann nicht auf der gleichen Höhe stehen wie die höhere. Hier verdirbt für den christlichen Religionsunterricht die Tendenz, die Typik, die Allegorie gewöhnlich alles.

Daß die unterrichtliche Behandlung des Alten Testaments Schwierigkeiten bietet, ist dabei vollständig Nebensache. Das wäre eine traurige Pädagogik, die das, was ihr schwierig erscheint, kurzer Hand entfernen wollte. Das Neue Testament bietet noch viel größere Schwierigkeiten und verlangt eine noch viel sorgsamere und fleißigere Vertiefung als das Alte Testament, das doch seiner Naivität wegen für den Jugendunterricht immer besonders empfohlen wird. Dennoch soll das Neue Testament den alleinigen Stoff des christlichen Religionsunterrichts bilden. Wo dem gegenüber dem Alten Testament das Wort geredet wird, liegt die Vermutung nahe, daß es, soweit es sich um die Lehrer handelt, aus Bequemlichkeit geschieht, weil sich die Geschichten nun einmal eingebürgert haben und so schöne Leitfaden dafür vorhanden sind, die der eignen Mühe überheben. Die Schwierigkeiten aber, die sich herausstellen, sind zu einem guten Teil erst durch tendenziöse Hineintragungen künstlich hervorgebracht und werden von vielen gar nicht empfunden. An klaren Grundsätzen für die Bibelauslegung, um diese Schwierigkeiten zu überwinden, fehlt es durchaus nicht, wie jeder weiß, der mit dem Gebiet der Hermeneutik bekannt ist. Viel größer als die von einer zwischen Historie, Typik und Allegorie hin- und herschwankenden Auslegung erst erzeugten Schwierigkeiten sind die, die durch die neuere alttestamentliche Kritik entstehen. Doch auch sie könnten kein Grund sein für die Entfernung des Alten Testaments aus dem christlichen Religionsunterricht, wenn das Alte Testament hierzu überhaupt brauchbar wäre.

Das allein spricht schon für Entfernung des Alten Testaments, daß es Christus selbst als überwunden darstellt durch die Einsetzung des heiligen Abendmahls und durch sein Urteil über den Täufer Johannes. Es enthält nichts, wodurch das Verständnis des christlichen Lebensideals direkt vorbereitet würde. Die Belege dafür finden sich in der Schrift über das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus und können dort nachgelesen werden. Die Ethik des Alten Testaments ist nicht die des Neuen und vermag nicht das von diesem geforderte tiefere Sündenbewußtsein hervorzurufen. Der Dekalog paßt nicht für die Einführung in die christliche Ethik. Er ist ihr gegenüber zu arm. Darauf weist Christus selbst hin. Es fehlt die Darstellung des einzig hohen ethischen Ideals, die nur im Christentum durch Christus gegeben ist. Wo aber dieses mangelt, ist auch ein volles Sündenbewußtsein unmöglich, und demgemäß auch nur ein geringeres Erlösungsbedürfnis vorhanden.

Abraham, Moses, Josua, Gideon, Jephta, Simson, Saul, David, Salomo, sie alle müssen weichen, um Christo allein Platz zu machen. Dieser ist das rechte Ideal für den christlichen Religionsunterricht. Was sind doch die genannnten alttestamentlichen Heroen gegen ihn? Daß da und dort, wie zuweilen bemerkt wird, im Alten Testament sich eine große Anzahl von Sprüchen, auch wohl manche Erzählungen finden, die für den christlichen Religionsunterricht verwertbar wären, ist ein so schwacher Grund, daß er kaum widerlegt zu werden braucht. Dergleichen findet sich, Gott sei Dank, auch anderwärts. Nicht aber auf das einzelne Brauchbare kommt es an, sondern auf das Ganze und auf das Notwendige. Die Zeit des Religionsunterrichts ist kurz, hauptsächlich für Kinder in der Volksschule.

Ein d r i t t e r G r u n d für die Entfernung des Alten Testaments aus dem christlichen Religionsunterricht ist: die psychologischen

---

*) Eine einzige Bemerkung sei hier erlaubt in Bezug auf eine Besprechung des Buchs „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus“ von einem christlichen Theologen (Leipzig, Grunow) von Kgr in Nummer 5 bis 7 dieses Blattes. Der Herr Rezensent erhebt dort den Vorwurf oberflächlicher Auffassung des Christentums, den der Verfasser nicht verdient zu haben glaubt. Hätte Herr Kgr den ganzen Abschnitt, der überschrieben ist „Grundzüge des Christentums,“ berücksichtigen wollen, so würde er erkannt haben, daß er dem Verfasser unrecht thut. Dieser erklärt weder das Christentum n u r als „Erhebung über die Welt und Beherrschung der Welt durch kindliches Vertrauen auf Gott und sittliches Handeln, hervorgegangen aus Liebe,“ noch läßt er Christum als Kraftquelle des christlichen Lebens außer Betracht, oder stellt ihn gar nur als weisen Lehrer hin. Das Gegenteil hiervon beweisen Sätze wie: „Ein jeglicher soll Geist und Sinn Christi in sich aufnehmen, Christus in den Seinen und die Seinen in ihm; je mehr wir Christo ähnlich werden, desto inniger sind wir mit ihm verbunden und durch ihn mit dem Vater“; und viele andre Ausführungen in dem ganzen Buche, die Anspruch auf Beachtung bei einer Beurteilung gehabt hätten.

Gesetze sprechen dagegen. Hierüber nur einige Bemerkungen.*) Das ist Fachmännern von Anfang an klar: wer in der Pädagogik überhaupt mitreden will, darf nicht bloß Historisches, Dogmatisches und Hermeneutisches ins Auge fassen, sondern muß ebenso viel Aufmerksamkeit auf die Psychologie verwenden, die übrigens auch für die Theologie recht nützlich wäre. Diese Forderung der „wissenschaftlichen Pädagogik“ ist noch viel zu wenig verstanden und erfüllt. Hier können alle nicht zuerst von Herbart, Ziller oder einem andern, sondern von dem Meister aller Lehrmeister Methode lernen. Auf das Psychologische wäre die Kritik zu richten. Das könnte zu fruchtbarern Auseinandersetzungen Anlaß geben, als die Wiederholung von dogmatischen Gründen, deren Schwäche jedem Kundigen längst bekannt ist, und die durch fortgesetzte Wiederholung wahrlich nicht an Gewicht zunehmen.

Die erste psychologische Regel für die Pädagogik ist die Anknüpfung. Will man nun dem gegenwärtigen Familien- und öffentlichen Leben, in dem ein Christenkind sich bewegt, nicht von vornherein jeden christlichen Charakter absprechen, so gilt, daß das Kind, um es nur ganz allgemein auszudrücken, irgendwie christlich gestimmt in die Schule kommt. Dann aber darf an diesen christlichen Gefühls- und Vorstellungkreis nichts andres angeknüpft werden, als Christliches, oder man knüpft überhaupt nicht an.

Nimmt man hierzu noch, daß, wie allgemein anerkannt ist, die frühesten Eindrücke die am meisten bleibenden sind, so kann man darüber wenigstens, daß mit christlicher Geschichte oder mit christlichen Geschichten zu beginnen ist, nicht im Zweifel sein.

Doch es handelt sich nicht nur um ein einmaliges, sondern um ein fortgesetztes Anknüpfen, um ein Anknüpfen an die wachsende persönliche Erfahrung des Kindes. Auf welche Weise sollen nun Erzählungen wie Isaaks Opferung, Jakobs Brautwerbung, die Kundschafter und dem ähnliches an die persönliche Erfahrung eines Christenkindes angeknüpft werden? Das Alte Testament mit allen seinen Geschichten hat für ein solches Kind nicht nur etwas Fremdes, sondern, je christlicher das Kind fühlt und zu denken beginnt, in nicht wenig Fällen geradezu etwas Unsympathisches.

Von besondrer Wichtigkeit für die Berührung des Verwandten mit dem Verwandten ist endlich das Nationale. Das deutsche Christenkind hat Anspruch auf möglichst ausführliches Bekanntwerden mit dem deutschen Christentum und besitzt auch, eben weil es ein deutsches Kind ist, ganz besondre Befähigung hierzu. Das ist das Gottmenschliche der über alle irdische Beschränktheit erhabnen christlichen Religion, daß sie in jede Nation einzugehen vermag, um die Volksindividuen ihrer gottgewollten Bestimmung gemäß auszugestalten und diese edeln Eigenschaften zu einer Gabe für die ganze Menschheit zu machen. Das Christentum nivellirt nicht, sondern es individualisirt, um nicht Uniformität, sondern lebendige Einheit durch die und in der Mannigfaltigkeit hervorzubringen. „Mancherlei Gaben und ein Geist!“ das gilt auch auf dem Standpunkt der Völkerpsychologie. Nie kann es allgemeine Christen geben, sondern immer nur italienische, französische, deutsche, aber allezeit nur Ein Christentum. Das sollte man niemandem erst deutlich zu machen brauchen. Wenn es aber so steht, was will die nationale Religion des Alten Testaments, der nichts von der geziemenden Achtung als niedrer Offenbarungsstufe vorenthalten sei, in dem Religionsunterricht für deutsche Christenkinder? Die christliche Geschichte Deutschlands ist reich und belehrend genug, um der jüdischen zu entbehren, und außerdem für Deutsche am verständlichsten.

Welches Urteil aber ist von diesem Gesichtspunkte aus zu fällen über die, Gott seis geklagt! noch immer übliche Methode, nicht nur den Religionsunterricht mit dem Alten Testament zu beginnen, sondern sogar im Laufe des Unterrichts, je nach den Schuljahren, zuweilen um das Maß der Widersinnigkeit vollzumachen, in einem und demselben Schuljahre zwischen Altem und Neuem Testamente abzuwechseln? Eine größere Gedankenlosigkeit ist nicht möglich. Daß auf diese Weise, durch die der

*) Ausführlicheres siehe in „Das Judenchristentum u. s. w.,“ S. 142 ff., 169 ff.

in der Bildung begriffne christliche Gedankenkreis immer wieder durchbrochen und verwirrt werden muß, ein klares und für das ganze Leben bleibendes Christusbild in den Herzen nicht zustande kommt, ist nicht zu verwundern. Nach so elender Schablone ist christliche Charakterbildung unerreichbar.

Ein Fundamentalsatz aller gesunden Pädagogik ist die Anschaulichkeit. Er verlangt für den Unterricht Geschichte und durch die Geschichte sogenannten „phantasirten“ oder ideellen Umgang. Mit wem soll nun das Christenkind in der Schule umgehen? Doch wohl nicht mit Moses, David oder gar mit Simson, sondern jedenfalls mit Christus und mit solchen, die von seinem Geiste ergriffen waren. Je länger dieser Umgang dauert und je intensiver er ist, desto mehr muß er wirken. Dieses aber wäre allein schon entscheidend für die Entfernung des Alten Testaments aus dem christlichen Religionsunterricht.

Es wird hohe Zeit, je ernster alles umher zu uns redet, daß der heiligen Gestalt Christi der prophetische Messiasmantel von den Schultern genommen werde, damit die Herrlichkeit des Menschensohnes uns entgegenstrahle. Wer still sinnt über das, was kommen möchte, und den Ideen nachgeht, die ein Kant und Schleiermacher ausgesprochen haben, könnte in seinem Innern leise den Gedanken aufkeimen sehen: die Religion der Zukunft, von der man jetzt so viel redet und schreibt, wird nicht eine neue Religion sein, die sich an die Stelle des Christentums zu setzen vermöchte, sondern das von dem Alten Testament frei gemachte Christentum. Das Verlangen nach dieser Freiheit ist der Urtrieb des Christentums, wie schon seine erste Entwicklungsgeschichte beweist, dem Saatkorn gleich, das die hindernde Hülse zersprengt und abwirft. Eine gottgeschenkte internationale Religion, die alle Nationen christianisirt, indem sie das Christentum nationalisirt, ohne seine erhabne Würde anzutasten. Das Individualisiren ist das weisheitsvolle, liebegeborne Gottesgesetz für jede Fruchtbarmachung großer Gedanken. Das deutsche Volk wie jedes andre Volk wird seine höchste Stufe ersteigen, wenn der Geist dieses Volkes sich ohne Dazwischentreten des Judentums mit Christi Geiste eint.

Daß doch diese Kant-Schleiermacherschen oder vielmehr rein christlichen Ideen zunächst wenigstens für die Pädagogik bald zur anerkannten Wahrheit würden! Den praktischen Beweis ihrer Richtigkeit in Bezug auf die Jugenderziehung kann nur ein Handbuch für den christlichen Religionsunterricht ohne Altes Testament erbringen. In dieser Richtung könnten sich Pädagogen, die Theologie und vor allen Dingen Psychologie verstehen, recht verdient machen.

Der Verfasser der Schrift „Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus“

Nachwort des Herausgebers. Wir haben der radikalen Forderung des vorstehenden Artikels Raum gegönnt, nicht als ob wir in der Lage wären sie zu vertreten, sondern weil sie in ihrer Begründung und in der positiven Kehrseite ihrer Negation vieles Richtige und Beachtenswerte enthält. In jedem Falle ist die einmal aufgeworfne Frage nicht nur für Pädagogen und Theologen, sondern für christliche Eltern und Gemeindeglieder überhaupt von größter und — angesichts der antisemitischen Strömung — aktuellster Wichtigkeit. Pädagogisch-taktische Erwägungen, religions- und kirchengeschichtliche, endlich religiös-praktische laufen hier in einem Punkte zusammen. Wir werden gern den unumgänglichen Erörterungen, wenn auch nicht ins Ungemessene, fernerhin unsre Spalten öffnen.

Uns scheint neben der erzieherischen Seite der Sache die wichtigste die: unsre heutige christliche Gemeinde bedarf dringend der Förderung zum richtigen christlichen Verständnis des Alten Testaments. Wir glauben nicht, daß ihr damit geholfen wird, daß man das Alte Testament aus dem Jugendunterricht einfach ausschließt. Das ist eine Radikalkur, die wir nicht verantworten mögen, nachdem die christliche Jugendunterweisung bis heute das Alte Testament ebenso wie die Predigt und die private Erbauung als christliches Buch, als Wort Gottes im besondern Sinne gebraucht und gewürdigt hat. Aber gesetzt, wir müßten mit dieser Gewohnheit brechen (Christus hat sich nicht die Gewohnheit genannt, sondern die Wahrheit) — so müßte doch zuvor die Gemeinde noch ganz anders als heute der Fall ist, über den wirklichen Wert des Alten Testaments aufgeklärt werden! Es ist da eine Unsicherheit vorhanden, die zum teil vielleicht ein übel angelegter Jugendunterricht mit verschuldet, die aber ebenso von dem Mangel an ernstem Erkenntnistriebe in der Gemeinde wie von einer — durch den Stand der neuesten alttestamentlichen Forschung verursachten — Scheu der Theologen, über das Alte Testament zu reden, herrührt.

Was die Christliche Welt anlangt, so haben wir immer bedauert,

daß sie sich nicht viel häufiger und inniger, als bisher geschehen, mit dem Alten Testament befaßt hat, und daß die Kundigen auf diesem Gebiete, die wir zu unsern Freunden zählen, nicht ganz anders das Bedürfnis fühlen, in diesem Stücke unsern Lesern zu dienen. Wir wünschen lebhaft, daß der vorstehende Artikel auf die Gemeinten als ein Appell wirken möge, dem sie sich nicht entziehen können. R

Der Aufstand der evangelischen Bauern Oberösterreichs im Jahre 1626

Während im Jahre 1626 Tilly und Wallenstein sich im Norden Deutschlands gegen den König Christian IV. von Dänemark und seine Verbündeten in Waffen erhoben und an Elbe und Harz die großen Entscheidungen fielen, spielte sich im Süden des Reichs, in den kaiserlichen Erblanden, ein Kampf ab, der mit dem großen Kriege in fast gar keinem Zusammenhang stand, aber in seinem Ursprung religiöser war als die Erhebung des ehrgeizigen und politisch hochstrebenden Königs; ein Kampf, der auch in seinen Einzelheiten so viel Interesse bietet, daß es sich in der That verlohnt, von ihm genauere Kenntnis zu nehmen. Wir meinen den Aufstand der evangelischen Bauern von Oberösterreich. Ueber ihn haben wir vor ein paar Jahren von Professor Dr. Felix Stieve an der technischen Hochschule zu München eine aus dem Vollen geschöpfte, unparteiische und anschauliche Schilderung erhalten, von der man sagen darf, daß sie dem Stoff im wesentlichen wohl für immer Genüge thut. Eine Reihe von Fragen, die bisher ungelöst waren, und zwar solche grundsätzlicher Art, wie solche, die sich an einzelne Vorgänge knüpften, sind von Stieve auf Grund eindringender Kenntnis der Sache beantwortet worden.

1

Der viel zu früh für die Wissenschaft verstorbene Julius Weizsäcker sagte einmal anläßlich des Tiroler Aufstandes vom Jahre 1809, daß nur zwei Gründe das Volk zum Aufruhr zu treiben vermögen: harter Steuerdruck und religiöse Vergewaltigung. Dieses Wort wird man überall in der Geschichte bestätigt finden: es trifft auch für unsern Fall zu; ja bei ihm finden sich beide Antriebe vereinigt. In Oberösterreich war unaufhaltsam im Laufe der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nicht bloß jene religiöse Mischform durchgedrungen, die man sehr treffend als „Kompromißkatholizismus" bezeichnet hat, weil sie durch Preisgabe der Ohrenbeichte, des Abendmahls unter einer Gestalt, des Cölibats der Priester, der Fasten und Wallfahrten, des Reliquien- und Heiligendienstes, der lateinischen Messe, der Firmung und letzten Oelung, ja des Papsttums selbst einen Ausgleich mit dem Protestantismus zu gewinnen strebte: ein Katholizismus, der fast nur noch den Namen eines solchen festhielt, und an den Stieve denkt, wenn der bekannte venetianische Bericht vom Jahre 1557 sagt, katholisch — nämlich im wahren Sinne — sei nur noch ein Zehntel der Deutschen. In Oberösterreich hatte sich vielmehr unter Adel, Bürgern und Bauern — namentlich aber unter diesen — das volle Luthertum siegreich Bahn gebrochen, obwohl Kaiser Maximilian II. — der selbst auf dem Boden des Kompromißkatholizismus stand — durch strenges Einschreiten und durch Besserung des katholischen Kirchenwesens den Sieg des Protestantismus zu verhindern strebte, weil mit dessen Befestigung notwendig auch der Ausgleich zwischen den Konfessionen und die Herstellung der religiösen Einheit in immer weitere Ferne rückte. Es war um 1618 soweit, daß die Masse des Volks, ohne daß es natürlich die eigentlichen dogmatischen Tiefen der Lutherischen Lehre erfaßt hatte, doch sich der Grundlehren der Reformation und ihres Gegensatzes zur römischen Kirche sehr wohl bewußt war; es zog den schlichten Gottesdienst in der Muttersprache der „Pfaffengaukelei" vor und war stolz darauf, den „deutschen Herrgott," das in deutscher Sprache gespendete Abendmahl unter beiderlei Gestalt, zu empfangen. Von hundertundzehn Grundherrschaften waren, abgesehen von den Prälaten, nur noch neun katholisch; in der Stadt Steyr, die die volkreichste des „Landl" war, zählte man nur noch achtzehn katholische Bürger, die meist arme Handwerker waren. Nun kam aber 1618 der dreißigjährige Krieg, wo der oberösterreichische Adel sich den Böhmen anschloß und dadurch im Juli 1620 die Besetzung des Landes durch bayrische Truppen unter dem Statthalter Grafen Adam von Herbersdorf, einem abgefallnen Protestanten, herbeiführte. Kurfürst Maximilian war vertragsmäßig berechtigt, alle habsburgischen Lande, die er einnahm, als Unterpfand für den Ersatz seiner Kriegskosten zu besetzen; er beseitigte die durch den Aufstand verwirkte Landesverfassung, setzte keinen Landeshauptmann mehr ein, hörte den Landtag nur noch an, wenn und soweit es ihm gut deuchte, und hielt eine Anzahl Fähnlein im Lande auf dessen Kosten, was in den Jahren 1620 bis 1625 eine Summe von 840 485 Gulden verschlang: das war eine schwere Last für das ohnehin nicht reiche Land, das auf hundertachtundsechzig Geviertmeilen etwa 320 000 Einwohner zählte und vor dem böhmischen Kriege schon über acht, nach ihm aber mehr als vierzehn Millionen Gulden Schulden zu tragen hatte.

Gewiß war also jenes eine Erfordernis zu einem Aufstande, der Steuerdruck, vorhanden; aber ausschlaggebend war nach Stieves bestimmter Ansicht dieser Grund nicht: erst die religiöse Vergewaltigung schlug dem Faß den Boden aus. An dieser Vergewaltigung waren weder Maximilian noch Herbersdorf schuld: sie entfernten bloß die evangelischen Prediger, die geradezu mit den böhmischen Rebellen gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, lehnten aber weitere Maßnahmen zu einer katholischen „Reformation" als allzu gefährlich ab; sie straften nicht einmal scharfe Ausfälle gegen die römische Kirche, um das Volk nicht zu reizen, und erwiderten auf die Mahnungen des Kaisers, der den Protestantismus ausgerottet zu sehen wünschte: für ein solches Vorgehen möge der Kaiser selbst die Verantwortung tragen. Er trug sie auch; ja er glaubte, gerade ein andres Verhalten gar nicht verantworten zu können, sich dadurch vielmehr den ewigen Höllenstrafen auszusetzen — eine Furcht, die ja für seine ganze Handlungsweise stets maßgebend war. So wies er am 4. Oktober 1624 alle evangelischen Prediger und Schullehrer bei schweren Strafen an, binnen acht Tagen das „Landl" zu räumen. „Mit großem Lamentiren" zogen sie größtenteils zu Schiff die Donau hinauf nach Regensburg: es ist ein rührendes Zeichen von der Anhänglichkeit ihrer Gemeinden, daß alle einen „Zehrpfennig" mitbekamen, ja manche des Fortbezugs einer zweijährigen Besoldung versichert wurden, obwohl das Land, wie bemerkt, nicht reich war und in minder günstigen Jahren nicht einmal seinen eignen Getreidebedarf hervorbrachte. Das erste Edikt war aber nur der Vorläufer eines zweiten noch viel strengern, das vom 10. Oktober 1625 datirt war und kurzerhand anordnete, daß alle Einwohner Oberösterreichs bis zum Osterfest 1626, den 12. April, den katholischen Glauben annehmen sollten. Wer sich nicht fügen wolle, der möge bis dahin auswandern, nachdem er der Regierung den zehnten Teil seines Vermögens als „Nachsteuer" und, falls er Bauer sei, noch ebenso viel als „Freigeld" entrichtet habe. Wer sich bekehre, habe ein Zeugnis von dem ihn lossprechenden Priester einzuschicken; drei Wochen nach Ostern sollten alle Pfarrer ein Verzeichnis vorlegen, welche Glieder ihrer Gemeinde gehorcht hätten und welche nicht, damit man gegen letztere vorgehen könne. Von diesen strengen Bestimmungen wurden nur die Edelleute ausgenommen, die binnen sechs Wochen nachweisen würden, daß ihre Vorfahren schon vor fünfzig Jahren — also vor 1575 — der oberösterreichischen „Landschaft" mit Sitz und Stimme angehört hätten. Diese sollten für ihre Person protestantisch bleiben dürfen, aber auch sie ohne das Recht irgend welchen, heimlichen oder öffentlichen, Gottesdienstes und ohne irgend eine Bürgschaft für die Zukunft.

Dieser Erlaß, der die gewohnten religiösen Restaurationserlasse namentlich durch die Kürze der bloß ein halbes Jahr betragenden Ueberlegungsfrist überbot, wurde — trotz allen Eingaben der oberösterreichischen Stände an den Kaiser — mit aller Strenge zunächst in den sieben landesfürstlichen und den vier unter Herren stehenden Städten durchgeführt. Vom Februar 1626 an wurden die Bürger vorgefordert, um sich über ihre Absichten zu äußern, die Fastengebote eingeschärft, das „Auslaufen" in benachbarte protestantische Kirchen untersagt und selbst protestantische Andachten unter Strafe gestellt. Kapuziner, Fran-

zislaner, Dominikaner, Jesuiten überschwemmten die Städte und Märkte und suchten die Leute durch Predigten und Kinderlehren zu gewinnen. Als Ostern 1626 vorüber war, legte man denen, die noch standhaft blieben, Soldaten ins Haus, den ärmern zehn und zwanzig, den reichern bis zu hundertsechsundfünfzig Mann, mit der Auflage voller Verpflegung, die auf den gemeinen Mann täglich einen halben Gulden betrug, auch nachdem Herbersdorf das maßlose Prassen auf Kosten der Quartiergeber eingeschränkt hatte. Diese „Seligmacher" brachten es dahin, daß am 10. Mai der Rat von Linz berichten konnte, seine ganze Bürgerschaft sei katholisch; wenig später folgte Wels nach, und dasselbe gilt von allen Städten und Märkten des Landes. Selbstverständlich war keine innerliche Abkehr vom Evangelium erzielt worden; aber äußerlich hatte sich die Bürgerschaft unterworfen, und das wurde vorerst als genügend erachtet.

2

Die Bauern wurden zunächst mit weitern Maßnahmen verschont, außer daß man ihnen den Besuch des katholischen Gottesdienstes befahl und sie hie und da wegen hartnäckigen Nichterscheinens strafte. Erst nach Pfingsten, das im Jahr 1626 auf den 31. Mai fiel, gedachte man auch sie vorzunehmen. Vorläufig wurden alle, die in Linz um „Paßbriefe" zum Auswandern anhielten, einfach angewiesen, sie sollten wieder ruhig nach Hause gehen und des Ackerbaus warten. Aber die Bauern täuschten sich nicht darüber, daß die noch anhaltende Stille die Stille vor dem Sturm war, daß die Regierung auch ihnen die Wahl stellen werde, auf ihren Glauben oder auf ihre Heimat zu verzichten. Beides war ihnen gleich teuer, von beidem wollten sie nicht lassen. Sie waren noch so gesonnen, wie die Leute von Windisch-Garsten im Jahre 1589, die gerufen hatten: wenn auch Wagen voll kaiserlicher Patente kämen, würden sie doch nicht Folge leisten. Eine ihnen angeborne Neigung zu Trotz und Gewaltthat war durch die vielfachen politischen Wirren der letzten Jahrzehnte, wo man den einen Habsburger die Hand wider den andern erheben sah, noch gesteigert worden. Ein glaubhafter Bericht eines kaiserlichen Beamten besagt, daß die 1624 ausgewiesenen Pfarrer bei der letzten Spendung des Abendmahls die Bauern hätten schwören lassen, daß sie ihrer Religion treu bleiben wollten; die Bürger von Enns waren gewiß nicht die einzigen, die sich durch gegenseitiges Versprechen zum Ausharren verpflichteten. Herbersdorf hatte schon im Mai 1625 bei dem Versuch, in dem Markte Frankenburg einen katholischen Pfarrer einzusetzen, Widerstand gefunden und, da die Rädelsführer sich durch Flucht ihm entzogen, siebzehn Männer hinrichten lassen, die allgemein unter den Bauern als unschuldig betrachtet wurden.

Gerade ein Jahr nachher, am 17. Mai 1626, brach der allgemeine Aufstand los, und zwar zunächst im sogenannten Mühlviertel, das links von der Donau liegt und an Passau stößt. Hier wurden einige Soldaten und drei katholische Priester erschlagen und dann durch „Aufbieter" die Bevölkerung überall mit reißender Schnelle zur Anteilnahme am Aufstand vermocht. Stieve betont wiederholt mit allem Nachdruck, das religiöse Element habe die Bewegung entscheidend bestimmt; von „kommunistischen Ideen" könne gar keine Rede sein. Die Bauern hätten das Eigentum selbst der katholischen Grundherrschaften in der Regel nicht angetastet und auf Raub sogar Strafe gesetzt; Handel und Verkehr fanden ihren Schutz, und die alte Landesverfassung wollten sie so wenig abschaffen, daß sie vielmehr deren volle Herstellung und die erneute Einsetzung eines Landeshauptmanns auf ihre Fahne schrieben. Ebensowenig ist irgend ein Beweis dafür vorhanden, daß die mit dem Kaiser im Kampfe liegenden Könige von Dänemark und England, oder die Generalstaaten, oder Mansfeld, oder Bethlen Gabor, oder endlich die 1620 geflüchteten Adeligen den Aufstand hervorgerufen hätten; auch die oberösterreichischen Städte haben ihn nicht entzündet. Vielmehr steht fest, daß die Erhebung in Wahrheit „ein reines Bauernwerk" war, und daß sie sich nicht eigentlich gegen den Kaiser richtete, in dem die Bauern ihren rechtmäßigen Herrn erblickten, sondern gegen die bayrische Fremdherrschaft. Mit einem sehr begreiflichen, aber freilich gründlichen Mißverständnis glaubten die Bauern, daß alle Drangsale, die über das „Landl" hereingebrochen waren, insbesondre die Religionspatente, nicht sowohl vom Kaiser, als von den Bayern herrührten und die Vertreibung dieser verhaßten Eindringlinge dem Land seinen Frieden und seine alten politisch-religiösen Gerechtsame zurückgeben werde.

Es fehlte den Bauern nicht an kriegerischer Uebung; wiederholt hatte Kaiser Rudolf II. den dreißigsten, zehnten und fünften Mann zur Landwehr aufgeboten; die Bauern waren neben dem regelmäßigen Kriegsvolk verwendet worden. Es wird erzählt, daß sie schon 1595 bei einem Aufstand in drei Gliedern aufzogen und unter Hauptleuten, Viertelsmeistern und Rottenmeistern standen; letztere führten je zehn Mann. An wilder Tapferkeit gebrach es einem Volke auch nicht, das noch bis ins sechzehnte Jahrhundert allgemein die Blutrache ausübte, und ebenso wenig an Schlauheit, wogegen freilich von eigentlicher Strategie, von der Kunst planmäßiger Leitung des Krieges, wenig vorhanden war. Am 21. Mai, am Himmelfahrtstage, lockten sie Herbersdorf, der mit tausend Knechten, hundert „Krobaten" und drei leichten Geschützen gegen sie heranrückte, bei Peuerbach in einen Hinterhalt, worauf sie in grimmem Nahkampfe, Leib an Leib, den Feind niederzwangen, ja vernichteten; fast drei Viertel der bayrischen Streitmacht deckten das Schlachtfeld; alle Kanonen, der Schießbedarf, sowie die Kalesche, die Stricke und Haken des Scharfrichters, den Herbersdorf vorsorglich mitgenommen hatte, fielen in die Hand der Sieger.

Die Nachricht von diesem unerwarteten Schlag rief überall die größte Bestürzung hervor. In Linz herrschte während der ganzen Nacht auf den 22. Mai „erschreckliches Jammern und Geläuf"; wer fliehen konnte, floh, weil auch die abtrünnigen Protestanten die Rache der festgebliebnen Glaubensgenossen fürchteten. Bald fuhren mehr als fünfzig mit Menschen und Gütern beladne Zillen die Donau hinab. Die Jesuiten von Pulgarn, die Cistercienser von Wilhering flohen nach Wien; ebendahin brachte der Statthalter das bare Geld und einen Teil des Archivs. Die bayrischen Beamten schafften ihre Angehörigen und ihre Fahrnis über die Grenze. Hätten die Bauern klug gehandelt, so würden sie jetzt vor Linz gezogen sein und hätten es ohne Widerstand eingenommen: statt dessen benutzten sie ihren Sieg nur, um zunächst alle Gemeinden vollends „aufzubieten" und Treue schwören zu lassen. Auch Steyr hat sich ihnen ergeben. Gegen die Klöster verfuhren sie mit großer Schonung, sodaß sie einen in Kremsmünster ausgebrochnen Brand selbst löschen halfen. Zum Hauptmann links der Donau erkoren sie Christoph Zeller; über das Land rechts vom Strom ward Stephan Fadinger gesetzt, ein Mann, dem es bittrer Ernst war mit dem Kampf für die religiösen Güter des Volks. Auf den Fahnen der Bauern stand wohl zu lesen:

Von Bayerns Joch und Tyrannei
Und seiner großen Schinderei
Mach uns, o lieber Herr Gott, frei.
Weils gilt die Seel und auch das Gut,
So solls auch gelten Leib und Blut.
O Herr! verleih uns Heldenmut!
Es muß sein!

„Ihr Vornehmen, schrieb einer ihrer Gegner, ist einer Desperation zu vergleichen; sie wollen lieber sterben als die [katholische] Reformation oder die Soldaten gedulden."

„Vor die Wahl gestellt, ihr Seelenheil durch Abfall vom Glauben preiszugeben oder verarmt das Vaterland zu verlassen, griffen sie mit deutlichem Bewußtsein von der Größe des Wagnisses zu den Waffen, um sich des Dranges zu erledigen oder im alten Glauben auf heimischem Boden zu sterben" (Stieve S. 90).

3

Der Kaiser blieb trotz der Erfolge des Aufstandes bei seinem Entschluß, in keinem Fall die Religionserlasse zurückzunehmen; wenn die Bauern lieber protestantisch sterben als katholisch leben wollten, so mochte ihnen nur das erste widerfahren; es berührte ihn auch nicht, daß im Fall eines Kriegs bis aufs Messer das Landl zu Grunde gerichtet werden mußte; lieber dies als Verlust des eignen Seelenheils — das war unverrückt sein Standpunkt. Auch Kurfürst Maximilian war der Ansicht, daß, nun

der Aufruhr einmal losgebrochen war, man ihn nicht durch Nachgiebigkeit beilegen dürfe; so wenig ein Fürst berechtigt sei, seinen Unterthanen das Huren, Ehebrechen, Rauben und Stehlen zu gestatten, weil er der Wächter der Zucht und göttlichen Gesetze sei, so wenig dürfe er ihnen die Ketzerei erlauben; überdem würden die Bauern durch Nachgiebigkeit sich nur angetrieben fühlen, ihre Forderungen alsbald höher zu spannen, wenn etwa Bethlen Gabor oder der Türke sich rege; wer wisse, ob sie dann nicht gar die Katholiken austreiben oder gar totschlagen würden, wenn man sie jetzt ohne Strafe entkommen lasse? Maximilian hatte über die fürstliche Pflicht, die Ketzerei schlechterdings zu ersticken, offenbar früher nicht so streng gedacht; jetzt aber lief er Gefahr, seinen Pfandbesitz und damit die Aussicht auf Kostenersatz einzubüßen; und dann war es allerdings zweierlei, vor dem Aufstand nachsichtig zu sein und hernach Straflosigkeit zuzugestehen. Es wurden wohl Verhandlungen eingeleitet, und sechs Bauernabgeordnete reisten Ende Juni nach Wien, um dem Kaiser Vorstellungen zu unterbreiten; sie wurden aber gar nicht vor Ferdinand II. selbst vorgelassen, worauf der Krieg aufs neue entbrannte. Ein Sturm der Bauern auf Linz, am 21. Juli, schlug fehl, und einige Tausend kaiserliche Knechte unter dem Obersten Freiherrn von Löbl bezwangen das Mühl-, Machland- und Traunviertel, worauf im September 1626 diese Teile des Landes sich der kaiserlichen Gnade unterwarfen. Aber der Hauptsitz des Aufruhrs, das Hausruckviertel, hielt Stand; von hier aus flammte der Aufruhr noch einmal zu heller Lohe empor, sodaß der Kaiser und der Kurfürst sich zu gemeinsamer Dämpfung entschließen mußten. Den Oberbefehl über die vereinigten etwa 8000, schließlich 12000 Mann starken kaiserlich-bayrischen Truppen erhielt der soeben aus den Diensten der Krone Spanien entlassene Graf Pappenheim, der nun die 9000, ja nach andern 10000 Mann starken Bauern in den furchtbaren Schlachten von Emling, Gmunden, Vöcklabruck und Wolfsegg (9. bis 19. November) völlig überwältigte. Er wandte dabei eine neue Fechtweise an, indem er zuerst die auf den Flügeln stehenden Musketiere gliedweise feuern und die Rotten der Feinde lichten, dann aber den Gewalthaufen mit gefällten Piken und Hellebarden angreifen ließ. Die Bauern hielten sich nach Pappenheims eignem Zeugnis überaus tapfer; er bezeichnete die Schlacht von Emling als „das wunderbarste Fechten, das vielleicht in langen Jahren geschehen ist“:

> Kein Bauer hat seine Waffen weggeworfen; viel weniger sind sie davon gelaufen, sondern, obwohl sie weichen mußten, ist es doch nur Fuß für Fuß geschehen. Hier haben sie einem sein Pferd niedergestochen, dort einen vor den Kopf geschlagen und sich selbst ohne Ach- und Wehsagen niederhauen lassen wie die Hunde.

Ueberall brach auch die religiöse Kraft der Bewegung mit ergreifender Gewalt hervor. Vor der Schlacht bei Gmunden — in der sie nahe daran gewesen sind, obzusiegen — sangen sie ihre altgewohnten Kirchenlieder: Es wolle Gott uns gnädig sein; — Eine feste Burg ist unser Gott; — Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort. Unter ihren Führern ragte, nachdem Fadinger und Zeller gefallen waren, der Advokat Dr. Holzmüller, der Steyrer Bürger Madlseder und der „Student Casparus“ hervor, der vor jener Schlacht eine Predigt mit so weithin schallender Stimme hielt, daß auch die feindlichen Vorposten sie verstehen konnten; er schloß mit den Worten: „Der Herr ist für uns gestorben; so wollen wir denn für ihn sterben.“ Da schrieen die Bauern dreimal: „Jesus, steh uns bei, hilf uns, verlaß uns nicht!“ und brachen in die Kaiserlichen mit solcher Wucht ein, daß diese schließlich sich in wilde Flucht warfen und ohne Pappenheim und die Bayern der Sieg den Bauern verblieben wäre.

Jetzt war freilich vorerst alles aus, und es folgten die gewohnten Strafgerichte mittelst Enthauptung und die rücksichtslose Unterdrückung des evangelischen Wesens, soweit dies offiziell sich durchführen ließ. Aber ganz gebrochen waren die Bauern keineswegs; sie besuchten wohl den katholischen Gottesdienst, wo und weil man dies erzwang; aber die kaiserliche Regierung wagte es nicht, ihnen die unbedingte Wahl zwischen Uebertritt und Auswanderung zu stellen, weil sie davon einen erneuten Losbruch fürchtete. Als man ihnen am 19. März 1631 in der That jene Wahl auferlegte, erhoben sie sich, durch Gustav Adolfs Siege ermutigt, 1632 abermals, allerdings ohne Erfolg; 1633 beschickten sie den Heilbronner Konvent, und 1636 und 1648 wiederholten sich die Unruhen.

> Erst als das im evangelischen Glauben aufgewachsene Geschlecht ausgestorben war, fügte sich die Masse dem Willen der Herrscher. Gar manche aber blieben auch da noch insgeheim dem Glauben treu, für den ihre Väter gelitten und gestritten hatten. Unter den Dielen ihrer Stuben, in Mauerlöchern, in ausgehöhlten Holzscheiten und in andern schlau ausgesonnenen Verstecken bewahrten sie die alten protestantischen Bibeln, Postillen, Gesang- und Erbauungsbücher vor den Spähern der Regierung und der Geistlichkeit, und aus ihnen und dem eignen Herzen überlieferten sie die teure Lehre den Kindern und Enkeln. Die grausamen Verfolgungen, die Kaiser Karl VI. und Maria Theresia über diejenigen, die als Anhänger des Protestantismus erkannt wurden, verhängten, erschütterten die Standhaftigkeit derselben und ihrer Gesinnungsgenossen nicht. Als endlich Joseph II. die harten Fesseln kirchlicher Unduldsamkeit lockerte, fanden sich noch viele Hunderte, die sich zum Protestantismus bekannten, und seitdem bewahren hie und da kleine Gemeinden bis zur Gegenwart das Erbe der Kämpfer des Jahres 1626. . . . Die Oberösterreicher dürfen sich dieser Kämpfer mit Stolz erinnern; denn ihrem Bewußtsein nach erhoben sie sich nicht gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn, sie erstrebten nicht den Umsturz der staatlichen oder gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern sie fochten treuen Herzens mit einer Tapferkeit und Zähigkeit, wie sie von Bauern kaum jemals sonst bewährt wurden, für das Höchste und Edelste, was der Mensch besitzt, für Gewissen und Ueberzeugung.

Stieve hat für die Darstellung dieses Bauernkrieges vor langen Jahren, 1867, als Zweiundzwanzigjähriger, Oberösterreich durchwandert, um überall nach Urkunden zu spüren, in den Archiven so gut wie auf den Dachbühnen und in den Läden von Käsehändlern, die „wertloses“ altes Papier zum Einwickeln ihrer Waren zu erwerben pflegen. Aus den Ergebnissen jener nicht ganz fruchtlosen Reise und aus den gesamten Quellen überhaupt hat er von Grund aus eine gediegne Schilderung jener denkwürdigen Ereignisse aufgebaut, für die ihm der warme Dank aller Geschichtsfreunde, vorab der evangelischen, gebührt. Vielleicht hat ihn, den knorrigen, wetterfesten Westfalen, das Gefühl einer Art Verwandtschaft dazu getrieben, der Homer der heldenhaften Glaubensstreiter Oberösterreichs zu werden. Denn wie sie um ihres protestantischen Glaubens willen verfolgt wurden, so hat er darunter zu leiden, daß er sich 1870 der altkatholischen Bewegung angeschlossen und sich auch später nicht von ihr losgesagt hat, wie so mancher that. Wie es heute im deutschen Reiche mit der Gleichheit der Bekenntnisse aussieht, das kann man daraus ermessen, daß ein ebenso sehr durch wissenschaftliche Tüchtigkeit wie durch glänzende Redner- und Lehrgaben ausgezeichneter Historiker, der jeder akademischen Kanzel zur Zierde gereichen würde, trotz des Vorschlags der stimmberechtigten Körperschaften, weder in München noch in Erlangen noch endlich vor zwei Jahren in Freiburg eine Universitätsprofessur erhalten hat — in München und Freiburg nicht, weil er Altkatholik, in dem stiftungsgemäß protestantischen Erlangen nicht, weil er Katholik sei! So beugen sich heute deutsche Staaten vor dem Anathema des Vatikans, und das muß den Freund der Wissenschaft, der für jede Richtung freie Entfaltung fordert, wie den Patrioten mit Trauer und Scham erfüllen. Wir haben gar nichts dagegen, daß erprobt tüchtigen Männern, wenn sie auch zehnmal Infallibilisten sind, unsre Hochschulen ihre Pforten öffnen; aber genau dasselbe fordern wir auch für die Gegner einer Lehre, die im Anfang von allen Staaten als unannehmbar betrachtet worden ist, und deren Annahme heute dieselben Staaten als notwendiges Erfordernis eines Katholiken anzusehen scheinen. G E-St

Renans Entwicklung, Geschichtsschreibung und Weltanschauung

Gewisse Menschen haben den zweifelhaften Vorzug, die Personen, die sich ihnen nähern, sowohl anzuziehen wie abzustoßen. Diese Mischung von Sympathie und Antipathie empfinden wir dem berühmten und unlängst verstorbnen Renan gegenüber, ohne sagen zu können, was im Grunde das Stärkere ist, die Bewunderung oder ihr Gegenteil. Die meisten Deutschen kennen ihn nur als den Verfasser des berüchtigten „Lebens Jesu.“ Aber wie vieles, das ihn uns, die wir ihn besser kennen, wert macht! Vor allem diese liebliche, reizende Sprache,

diese gutmütige, bis zum Wohlgefallen an der Selbstkritik getriebne Offenheit, diese glückliche Verbindnng ausgedehnter und gründlicher Kenntnisse mit einer wunderbaren Gewandtheit des Ausdrucks, dann dieses moderne Etwas, dieser komplexe Seelenzustand, der sich in heißem, ruhelosem Bemühen um die Wahrheit kundgiebt, dem aber auch ein gewisser Skeptizismus beigesellt ist, eine Art von intellektuellem Libertinismus, aus dem Gedanken entspringend, daß wir schon über alle Dinge Umschau gehalten haben, ohne sie durchdringen, ohne ihr Inneres erreichen zu können; endlich diese suggestive Ausdrucksweise, die das formelle, Korrelat zu jener modernen Geistesart bildet und die so beschaffen ist, daß der faszinirte Leser hinter den Worten noch vieles sieht, hört, errät, wir hätten beinahe gesagt riecht, was der Verfasser bloß angedeutet hat. Diese Eigenschaften sind es, die dem Verfasser, obschon er meist nur religiöse Gegenstände behandelte, und zwar in einem Lande, das in einem großen Bruchteil seiner Bevölkerung für die Religion wenig Geschmack und Verständnis besitzt, dennoch die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt und die Gunst des größern, gebildeten Publikums gesichert hat. In ihnen liegt das Geheimnis der Verführung, die Renan insbesondre auf unsre von Wissen gesättigte, in ihrem Lebensweg aber unsicher gewordne jüngere Generation ausgeübt hat. Sie erkannte in ihm wie Fleisch von ihrem Fleisch, sie umgab ihn mit zärtlicher Liebe und Bewunderung. Ja, es hat die Weise, wie er die religiösen und sittlichen Fragen behandelte, in diesem letzten Geschlecht des zu Ende gehenden Jahrhunderts einen solchen Anklang gefunden, daß er dadurch zum Gründer einer neuen Geistesrichtung wurde, die nach ihm Renanismus genannt wird. Diese Geistesform, die wir unten näher ins Auge fassen werden, ist nicht nur in Frankreich hervorgetreten, sondern sie hat ihren Weg auch über die Grenzen dieses Landes gefunden, und die gelesensten Zeitungen Europas bringen oft Artikel über sittliche oder litterarische Fragen, die den Stempel des Renanismus an der Stirne tragen. Wie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts Voltaire in Frankreich und darüber hinaus eine geistige Revolution in den Gemütern und im Denken seiner Zeitgenossen hervorrief, so hat Renan für diese Generation des Endes des neunzehnten Jahrhunderts einen neuen Geisteszustand, einen moralischen Habitus geschaffen, der vor ihm nicht vorhanden war oder doch nicht in dieser ausgesprochnen, bewußten Weise bestand.

Es dürfte darum kaum ein interessanteres Problem geben, als die Persönlichkeit Renans, ihren Bildungsgang, ihre wissenschaftliche und philosophische Bedeutung näher kennen zu lernen.

1

Die Methode der neuern historischen Forschung geht dahin, die großen Persönlichkeiten und ihr Wirken aus den äußern und innern Faktoren ihres Lebens, Geburtsort, Elternhaus, Erziehung, gesellschaftlichen Beziehungen u. s. w. zu erklären. Wenn bei irgend jemand, so dürfte diese Methode gerade bei Renan zu überraschend sichern Resultaten führen. Er stammte aus der Bretagne, also aus der Provinz Frankreichs, in der noch die stärksten Ueberreste des altkeltischen Volkstammes zu finden sind. Wie diese Rasse schon im Altertum durch ihren Hang zu Träumereien, durch ihr selbstloses Wesen bekannt war, so zeichnen sich die „Bretons" auch heute noch durch ihre idealen Anlagen aus. An diesen Charakterzug erinnert Renans ungemeiner Fleiß, seine bis zur letzten Stunde dauernde Hingabe an die Wissenschaft, sodaß er nach Ablauf dieses arbeitsvollen Lebens auf die Vollendung zahlreicher gelehrter Werke, wie „Die Geschichte der Entstehung des Christentums," „Die Geschichte des Volkes Israel," „Die Geschichte der semitischen Sprachen," „Der Averroismus" u. s. w. zurückblicken konnte, von denen fast eine jede genügt hätte, ein ganzes Menschenleben auszufüllen.

Mit seiner keltischen Art hängt es ferner zusammen, daß ihm zeitlebens ein gewisser praktischer, utilitaristischer Sinn abging. Er spielte öfters selbst auf seine Ungeschicklichkeit an, sich die Welt und seine Nebenmenschen zu Nutzen zu machen, und pflegte sich in dieser Hinsicht mit seinem Lieblingshelden Franz von Assisi zusammenzustellen:

> Wie der Patriarch von Assisi habe ich die Welt durchwandert, ohne mich irgendwie festzubinden, sozusagen wie ein bloßer Mieter. In den Dingen dieser Welt wäre es mir nur dann gelungen, wenn eine egoistische Kraft sich meiner bemächtigt und mich zu ihrem Vorteil ausgebeutet hätte.

Diese Abkehr vom weltlichen Treiben zu verstärken, dazu trug noch bei die exklusiv-religiöse Atmosphäre, in der Renan von Kind auf und bis in das angehende Mannesalter lebte. Die Religion ist die Form, in die der Idealismus der keltischen Bevölkerung sich kleidete. Treguier, Renans Geburtsstadt, war in uralten Zeiten ein Kloster gewesen. Sehr früh hatte sich in diesen weltentfernten Gegenden der Bretagne ein Christentum eigner Art, patriarchalisch und altmodisch ausgebildet. Man lebte hier für sich in abgeschlossener Diözese, unbekümmert um die übrige Christenheit. Von Rom und seinen Institutionen wußte man nichts. Nach der französischen Revolution, die auch hierin für kurze Zeit Wandel schaffte, wurde Treguier wieder eine rein kirchliche Stadt ohne Handel, ohne Industrie, „ein großes Monasterium, in das kein Lärm von außen eindrang, wo man das, dem die andern Menschen nachjagen, Eitelkeit nannte, und das, was die Laien für eine Grille halten, als die einzige Realität ansah."

So wurde schon dem Geiste des Kindes ein unvertilgbarer Stempel aufgedrückt. Besonders war es die Kathedrale der Stadt, die den Knaben anzog und, wie Renan meint, seine Natur verfälschte.

> Diese paradoxe Architektur, ein Versuch, in Granit ein Ideal von Leichtigkeit zu errichten, machte aus mir einen Sonderling, einen Schüler des heiligen Tudwal, des heiligen Kadok, in einem Jahrhundert, in dem der Glaube an solche Heiligen gar keine Anwendung mehr gestattet.

Ging Renan bisweilen in eine Nachbarstadt, die ein mehr weltliches Aussehen hatte, und in der er Verwandte aufzusuchen pflegte, so empfand er bald Langeweile und fühlte sich verlegen. Erträglich war es ihm hier nur in der Gesellschaft eines bejahrten Dienstmädchens, dem er Märchen vorlas.

> Ich sehnte mich zurück nach meiner alten düstern, von der Kathedrale überschatteten Stadt, in deren Luft man aber wie eine energische Protestation verspürte gegen alles Banale und Gemeine. Ich fand mich selbst wieder, wenn ich den hohen Glockenturm, das spitze Schiff, den Klostergang und die darin befindlichen Grabmäler des fünfzehnten Jahrhunderts wiedersah. Nur da fühlte ich mich wohl, in der Gesellschaft dieser Toten, bei diesen Rittern, diesen edeln Damen, die, in sanften Schlaf versunken, den Windhund zu ihren Füßen und eine große steinerne Fackel in der Hand hatten.

Diese und ähnliche lebensvolle Schilderungen von den zahllosen Kapellen in Stadt und Land, von den Heiligenbildern, von den Festlichkeiten des Marienmonats, von den Prozessionen und andern Dingen mehr, worin das ganze Treiben der Stadt aufging, zeigen, wie sehr der Lebensmorgen Renans in religiöse Empfindungen eingetaucht war. Wie man sich denken kann, lag die Erziehung des Knaben ganz in Händen der Priester. Renan hat uns ein rührendes Bild von diesem Klerus, von seiner patriarchalischen Würde, von seinem tiefen, kindlichen Ernst entworfen. Ihnen verdanke er, was Gutes in ihm wohne. Der Punkt, auf den sie in ihren Predigten immer wieder mit feierlichem Tone und mit geheimnisvollen Worten zurückkamen, war die Sittenreinheit. Diese Andeutungen quälten den Knaben um so mehr, als er sich vergebens anstrengte, ihren Sinn zu erfassen. So bekümmerte ihn einst längere Zeit eines ihrer Zitate, ein Ausspruch eines Heiligen aus dem siebzehnten Jahrhundert, der die Weiber mit Schießwaffen verglich, die aus der Ferne verwunden.

> Ich stellte die tollsten Vermutungen an, wie ein Weib einer Pistole gleichen könne. Das Weib verwundet aus der Ferne, und doch sollte auch der wieder verloren sein, der es berührt. Wie war das zusammenzureimen? Ich konnte nimmer klug werden, und um aus der Verlegenheit herauszukommen, warf ich mich mit Wut auf das Studiren.

Unbegrenzt war sein Vertrauen zu seinen Lehrern; niemals hatte er an ihren Worten gezweifelt bis zum Alter von sechzehn Jahren, wo er nach Paris kam. Dies geschah im Jahre 1838. Hier trat er in das geistliche Seminar ein, zunächst in das kleinere und drei Jahre später in das größere bekannte Séminaire de Saint-Sulpice. In den Jahren, die er hier verbrachte, und

in denen er so anhaltend und fleißig studirte, daß er während zwei Jahren nur eine Straße von Paris (die, die am Seminar vorbeiführte) kennen lernte, vollzog sich die innere Krisis seiner denkenden und moralischen Persönlichkeit. So fest verschlossen auch diese geistlichen Erziehungshäuser waren, es drang doch frische Luft durch viele Poren ein, mitunter selbst durch die Schuld derer, die die Aufgabe hatten, die Thüren verschlossen zu halten. So geschah es z. B., daß der Geschichtslehrer sich einmal längere Zeit durch einen andern Geistlichen ersetzen lassen mußte. Dieser begnügte sich zwar, die alten Hefte des kranken Kollegen vorzulegen, verband aber damit in ganz argloser Weise Auszüge aus den neuesten Geschichtswerken, wie Michelets Geschichte Frankreichs. Dem jungen Seminaristen entging es nicht, wie sehr die neuen Lappen von dem alten Kleide abstachen. So oft der neue Kurs begann, konnte er nicht mehr nachschreiben, er legte die Feder nieder, es versetzte ihn in endlose Träumereien. Die Augen gingen ihm auf und er erkannte, daß es noch etwas andres gäbe außer dem Altertum und der katholischen Kirche, und daß mit dem Tode Ludwigs XIV. die Weltgeschichte nicht aufgehört habe. Jetzt schien es ihm, als ob seine frühern Lehrer in der Bretagne, die sich zwar besser auf Mathematik und Latein verstanden hätten, einer ältern Periode der Menschheitsgeschichte angehörten, und er mit ihnen wie in den Katakomben ohne Licht und Luft gelebt hätte.

Ein ganz eignes Geschick hatte Renan mit dem, was die Grundlage des Seminarunterrichts bildete, mit der katholischen Scholastik. Während die meisten seiner Mitschüler nicht hineinbeißen wollten, fand er einen ganz aparten Geschmack an dieser rauhen Schale. „Wie ein Bisamaffe auf seine Nuß, so warf ich mich darauf.“ Nun hat dieser Unterricht in der Scholastik eine Eigentümlichkeit, die sowohl für die Ehrlichkeit als für die Kurzsichtigkeit der scholastischen Doktoren ein beredtes Zeugnis ablegt. Dieser Unterricht bezweckt nämlich, die verschiednen Sätze oder Propositionen des katholischen Glaubens mit den Formeln der mittelalterlichen Theologie zu demonstriren. Am Schlusse einer jeden Proposition kommt eine besondre Rubrik mit dem Titel: Solvuntur objecta. Hier sollen sämtliche Einwürfe, die man gegen den schon bewiesenen Glaubenssatz gemacht hat oder machen kann, aufgezählt und zurückgewiesen werden. Dies geschieht aber meist in einer solchen Weise, daß den heterodoxen Ideen, die man bekämpfen wollte, alle ihre Kraft verbleibt. Man sieht es, diese Solvuntur objecta waren ebenso viele Ventikel oder Klappen, durch die die modernen Ideen in den Seminarunterricht und bisweilen auch in den Kopf der Schüler eindrangen.

Dies war um so bedenklicher, als man hier in dem Seminar von keinem andern Wahrheitsbeweis für das Christentum wußte, als von dem, der auch draußen galt. Auf rein logischem Wege, durch bloße Verstandesgründe sollte die Religion, die Wahrheit der Schrift und die Autorität der Kirche bewiesen werden. Es konnte aber dem scharfsinnigen, schon früh in den mathematischen Schlüssen geübten Geiste Renans nicht verborgen bleiben, daß die Göttlichkeit des Christentums, seine übernatürlichen Thatsachen und seine Mirakel so nimmer zur Evidenz gebracht werden könnten. Wie so viele andre Geister, hat Renan vor allem an diesem Punkt Anstoß genommen. „Nie ist ein Wunder da geschehen, wo man es beobachten und konstatiren konnte. Dieser Satz,“ so schrieb er noch vor wenigen Jahren, „ist ein Felsblock, den man nicht so bald von der Stelle rücken wird.“

Doch das eigentliche, ganz langsam aber stetig und unwiderstehlich wirkende Motiv seiner innern Umwandlung war, wie bei so vielen Theologen unsers Zeitalters, nicht philosophischer und naturwissenschaftlicher, sondern historisch-kritischer Art. Sobald er die Geschichte mit kritischem Auge betrachten lernte, sah er ein, daß das katholische Dogma nicht von Anfang an fertig war, daß das Beichtsakrament, die letzte Oelung, das Ehesakrament u. s. w. sich erst nach und nach im Laufe der Jahrhunderte herausbildeten, und daß nicht schon Jesus gelehrt habe, was erst das Konzil zu Nicäa u. a. proklamirten. Nicht eine Ueberlegung, hunderte, tausende forderten seine Zweifel heraus. Und wie er nun anfing, die historisch-kritische Methode auf die Urkunden der Bibel selbst, auf die Bücher des Alten und Neuen

Testaments anzuwenden, und hierbei auf Widersprüche, auf Sagen, auf unechte Schriften stieß, da wankten vollends die Stützen des alten Glaubens.

An vielen Stellen seiner Schrift redet Renan von dem großen Einfluß, den bei diesen Untersuchungen das Studium der deutschen Theologie auf ihn ausgeübt hat. Erst in den spätern Jahren seines Seminaraufenthalts, als er sich eingehender mit alttestamentlicher Exegese und semitischer Philologie beschäftigte, erkannte er die Notwendigkeit, auch Deutsch zu lernen, um tiefer in diese Disziplinen einzudringen. Mit dem Eifer, mit dem er alles that, widmete er sich auch diesem Studium, sodaß er bald die wissenschaftlichen Werke eines Gesenius und Ewald lesen konnte. Staunen ergriff ihn, als er in diese neue Welt eindrang:

> Das Werk der biblischen Exegese Stück für Stück mit wunderbarer Folgerichtigkeit und mit unvergleichlicher methodischer Ausdauer durchgeführt, ist zweifellos das Meisterwerk des deuschen Genius und das vollkommenste Vorbild, das man den andern Fächern der Philologie vorenthalten hat.

Anfangs hatte Renan auf die deutsche Litteratur als solche kaum geachtet, weil ihn die theologische Enquete ganz in Anspruch nahm. Bald aber merkte er, daß hier ein andrer Geist, eine andre Weltanschauung herrsche, sehr verschieden von der französischen klassischen Litteratur. Dies geistige Deutschland vom Ende des vorigen und vom Anfang dieses Jahrhunderts machte einen außerordentlichen Eindruck auf ihn.

> Es war mir, als ob ich in einen Tempel einträte. Das war es, was ich suchte; die Verbindung eines tiefreligiösen Geistes mit einem kritischen. Ich beklagte zu Zeiten nicht protestantisch zu sein, damit ich Philosoph sein könnte, ohne aufzuhören, Christ zu sein.

Dies war der Geisteszustand des jungen Seminaristen, als die Frage an ihn herantrat, ob er definitiv ein Diener der Kirche sein wollte. Schon hatte er die ersten Stufen des geistlichen Standes durchlaufen, als der Direktor des Seminars, um seine Zweifel zu beschwichtigen, ihm riet, resolut das Unterdiakonat zu übernehmen, d. h. das erste unwiderrufliche Gelübde abzulegen. Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen. Es geschah, was geschehen mußte: Renan weigerte sich, und bald darauf stieg er die Treppen des Seminars hinunter, um sie nie wieder, wenigstens im Priesterrock, hinaufzusteigen. Es war im Oktober 1845.

Man darf diesen Schritt Renans nicht als ein leichtfertiges Beginnen beurteilen, wie man geneigt sein könnte, wenn man nur an den spätern berühmten Gelehrten denkt und an das leichtfertige Spiel, das er bisweilen mit seinen Lesern getrieben hat. Wer die Briefe durchliest, die er in jener Zeit an seine Freunde schrieb, der muß anerkennen, daß die Krisis in der jungen, unverdorbnen, durchaus ernsten Seele tief, sogar sehr tief ging.

> Vier Jahre lang war es ein unausgesetztes Ringen, bis dieses Wort: „es ist nicht wahr,“ das ich lange als eine Zuflüsterung des Teufels zurückwies, mit unwiderstehlicher Macht an mein inneres Ohr drang.

Von den zwei letzten Jahren seines angestrengten wissenschaftlichen Forschens sagte er, daß er sie nur vergleichen könne mit einer heftigen Gehirnentzündung, während der alle andern Lebensfunktionen in ihm aufgehoben waren. Es ist rührend zu lesen, wie er einige Monate vor dem entscheidenden Schritt in der heiligen Karwoche einem Freunde gegenüber sein Herz ausschüttete:

> Diese Woche war für mich in besonderm Sinne eine Leidenswoche; ich tröste mich, indem ich an Jesus denke, so schön, so rein, so ideal in seinem Leiden; ihn werde ich jedenfalls immer lieben, selbst wenn es dazu käme, daß ich ihn verlassen müßte, sollte ihm auch dies gefallen: denn es wäre ein dem Gewissen gebrachtes Opfer, und Gott weiß, wie viel es mir kosten würde. —

Daß der junge Mann keinerlei eigennützigen Motiven folgte, kann man auch daraus schließen, daß er bei seinem Austritt aus der Kirche jeder sozialen Lebensstellung entbehrte. In einem obskuren Institut wurde er einfacher Repetent ohne Entgelt. Zimmer und Kost, die er mit den Schülern teilte, war sein ganzer Verdienst. Er, dem damals, wie er selbst mit berechtigtem Selbstbewußtsein in seinen Lebenserinnerungen bemerkt, niemand in Frankreich mit Ausnahme seines Lehrers le Hire

in der Kenntnis des vergleichenden Systems der semitischen Sprachen gleichstand, mußte auf die niederste Stufe des Unterrichts hinabsteigen. Wie bitter ernst es ihm mit seiner religiösen Ueberzeugung war, zeigt der Umstand, daß, wenn er auch fortan sich für seine Person aus dem Heiligtum ausgeschlossen hatte, sein Leben dennoch im Vorhof des Tempels verlief. Alles, was er dachte und schrieb, stand immer noch in naher oder entfernter Beziehung zur katholischen Kirche oder zur Theologie.

Bgr

Die Botschaft Tolstois

8. Jasnaja Poljana. Drei Tode. Eheglück. Polikuschka. Leinwandmesser

Als Tolstoi im September 1862 sein Junggesellenleben abschloß, beendigte er zugleich mehrere Jahre großer innerer Unruhe und Erregung. Er litt offenbar an geistiger Ueberanstrengung, am endlosen Grübeln und Zweifeln. Er wollte Gutes thun und wußte nicht, was gut war; er wollte dem geliebten armen Volke helfen und wußte nicht wie; er wollte lehren und wußte nicht was. Sein Herz stellte ihm Aufgaben, sein Verstand widersprach. War der Naturzustand das Beste für den Menschen oder der Kulturzustand? Die innere Stimme in ihm verwarf den „Fortschritt," empfahl den „Rückschritt," mußte er da nicht allen Zeitgenossen entgegentreten, mußte er da nicht auf Unterweisung und Leitung seiner Bauernkinder und Bauern verzichten, mußte er nicht vielmehr bei ihnen selber in die Schule gehen? Er hatte Mut genug, allein zu stehn, aber Lehren und Wohlthun waren ihm innerstes Bedürfnis, und so schwankte er lange. Als er vom Westen heimkehrte, war gerade durch den berühmten kaiserlichen Erlaß vom 19. Februar 1861 die Befreiung der Leibeignen ausgesprochen. Er selber hatte seine Bauern schon früher freigegeben und nahm nun gern das Amt eines „Friedensvermittlers" an, in dem er zwischen den Herren und ihren ehemaligen „Seelen" die Ablösung zu ordnen hatte. Die Bauern vergötterten ihn, weil er sie wie gleichwertige Menschen behandelte; weniger Dank wußten ihm seine Standesgenossen.

Schon 1849 hatte er auf kurze Zeit auf seinem Gute eine freie Schule eingerichtet, 1859 nahm er sie wieder auf, im Herbst 1861 nach der Rückkehr aus Deutschland wiederum, diesmal auf zwei Winter. Mit Feuereifer widmete er sich ihr, auch anderwärts eröffnete er neue Schulen, sodaß es im Kreise deren bald zwölf gab. Es waren freie Schulen im weitesten Sinne des Wortes.

Jeder setzte sich, wohin er wollte, auf eine Bank, einen Tisch, auf das Fensterbrett, auf den Fußboden, auf einen Stuhl oder stand auch, wenn ihm das lieber war. . . . Es mochte wohl vorkommen, daß der Lehrer mit Rechnen begann, dann zufällig zur Geometrie überging, in die biblische Geschichte hineinkam und mit Grammatik schloß. Oft wurde ein Gegenstand weit über eine Stunde ausgedehnt und zog sich selbst drei Stunden hin. Das war hauptsächlich der Fall, wenn Lehrer und Schüler mit voller Lust bei der Sache waren, und die Schüler, denen es stets erlaubt war, ihre Meinung kundzugeben, „noch, noch, weiter, weiter!" riefen. Wurde in solchem Falle von irgend einer Seite Widerspruch laut, sagte der eine oder andre „schon genug," so rief ihm die Menge verächtlich zu: „Wenn du genug hast, gehe zu den Kleinen." (Löwenfeld, S. 193)

Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß Tolstoi so ziemlich alle bisherigen Methoden der Erziehungskunst verwarf. Im Januar 1862 ließ er das erste Heft einer neuen pädagogischen Zeitschrift, der ersten ihrer Art in Rußland, erscheinen. Sie war nach seinem Gute „Jasnaja Poljana" betitelt und sollte sein System vertreten. Sie ist voll von revolutionären Anschauungen. Jeder Schulzwang, jede „Zucht" wird verworfen, die Freiheit wird in jeder Beziehung als Prinzip hingestellt.

So muß der Bildung Empfangende volle Freiheit haben, das aufzunehmen, was seinen Bedürfnissen entspricht, und abzuweisen, was er nicht braucht und was er nicht mag. Oeffentliche Vorlesungen und Museen sind die besten Muster von Schulen. Auch für die untern Kreise giebt es eine Menge freier Schulen: Bilder und Bücher, Erzählungen und Lieder u. s. w. Die Beobachtung zeigt, daß Menschen, die gar nicht erzogen sind, d. h. die nur frei bildenden Einflüssen ausgesetzt waren, Leute aus dem Volk, frischer, kräftiger, stärker, selbständiger, gerechter, menschlicher und vor allem — nötiger sind als die Menschen, die irgend welche Erziehung genossen haben.

Endlich gelangte der berühmte Schriftsteller Tolstoi gar zu der Frage: „Sollen die Bauernkinder bei uns oder wir bei den Bauernkindern schreiben lernen?" Und er suchte zu beweisen, daß einzelne seiner dreizehnjährigen Jungen in den Erzählungen, die er sie schreiben ließ, der wahren Kunst so nahe kamen wie Goethe selbst.

Seine Erfolge als Schulvorsteher waren groß. Einer der ersten Pädagogen Rußlands, Markow, stellte die Schule zu Jasnaja Poljana über alle andern ihm bekannten Volksschulen. Das schrieb er aber nicht den Theorien ihres Meisters zu, die er völlig verwarf, sondern dem Umstande, daß die Schule der Gegenstand der eifrigsten Sorgfalt eines gebildeten, talentvollen Mannes, daß sie mehr eine Familie als eine Schule sei. Graf Tolstoi habe die Kinder lieb, die Kinder haben seine Liebe begriffen und mit Gegenliebe vergolten.

Nach meiner Meinung schätzt Graf Tolstoi das Volk über Gebühr. Er verehrt es bisweilen in einem solchen Grade, daß er die Heiligkeit vieler unverständiger Erscheinungen anerkennt, wenn sie nur den Stempel des Volkes tragen, und aus diesem Grunde verwirft er oft als ungesetzlich alles, was einem andern Boden entsprossen ist. Er übersieht die engen Beziehungen der Stände und mehr noch den Vorrang, den die gebildeten Klassen vor den ungebildeten haben. Die enthusiastische Natur des Künstlers hat ihn in diesem Falle zur Ungerechtigkeit geführt.

Und vortrefflich hat Tolstoi selbst zwei Jahrzehnte später seinen damaligen Zustand geschildert.

Als ich vom Auslande zurückgekehrt war, ließ ich mich auf dem Lande nieder und verfiel auf die Beschäftigung, Dorfschulen zu errichten. Auch hier handelte ich im Namen des Fortschritts, aber ich verhielt mich schon kritisch zu dem Fortschritt selbst. Ich sagte mir, der Fortschritt vollzieht sich in vielen seiner Erscheinungen unrichtig, und man habe sich gegen die ursprünglichen Menschen, die Bauernkinder, frei zu verhalten, indem man ihnen den Weg des Fortschritts bietet, den sie zu gehen wünschen. In Wirklichkeit drehte ich mich immer um ein und dieselbe Aufgabe herum, die darin bestand, daß ich lehren wollte, ohne zu wissen was. In den höhern Sphären der schriftstellerischen Thätigkeit konnte man, das begriff ich wohl, nicht lehren, ohne zu wissen, was man lehrte, und daß die Schriftsteller, im Streite mit einander, ihre Unwissenheit nur vor sich selbst verbergen. Hier bei den Bauernkindern, glaubte ich, würde man diese Schwierigkeit dadurch umgehen können, daß man den Kindern überlasse zu lernen, was sie wollen. Jetzt kommt es mir lächerlich vor, wenn ich daran denke, wie ich mich wand, um meiner Laune nachzugehn, der Laune zu belehren, obwohl ich selbst im Innersten der Seele wohl wußte, daß ich nicht lehren konnte, was notwendig war. . . . Ein Jahr hatte ich mich mit dem Friedensvermittleramt, den Schulen und der Zeitschrift beschäftigt. Ich war so außerordentlich davon erschöpft, daß ich wirr wurde; . . . daß ich mehr geistig als körperlich erkrankte, alles aufgab, zu den Baschkiren in die Steppe fuhr, um freie Luft zu atmen, Kumys zu trinken und ein rein animales Leben zu führen. Als ich von da zurückkam, heiratete ich. —

Von Erzählungen entstanden zwischen 1859 und 1863 die „Kosaken," die wir schon besprochen haben, „Drei Tode," „Eheglück," „Polikuschka" und „Leinwandmesser." Ueber „Eheglück" können wir kurz hinweggehen, so schön die Novelle auch ist. Sie enthält für uns nichts Neues, auch über das Hauptthema, die Liebe in der Ehe, wird Bemerkenswertes noch nicht gesagt. Tolstoi liebte im stillen die Tochter des deutsch-russischen Dr. Behrs, die viel jünger war als er; er mußte, wie es so seine Art war, in einer Geschichte seine Gefühle und seine Hoffnungen zum Ausdruck bringen. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben," ist in Kürze der Inhalt; man soll nicht hoffen und erstreben, daß der Rausch des ersten Liebesglücks daure oder wiederkehre, daß sich das Leben wiederhole. Auf die Zeiten der Unruhe und Schwärmerei muß eine innige Herzensfreundschaft zwischen dem Vater und der Mutter des Hauses folgen: auch das ist reiches Glück. — Die drei übrigen Erzählungen sind ganz andrer Art. Sie sind Anklagen gegen die Kultur, gegen den Reichtum und den Adel. In der Skizze „Drei Tode" werden uns nach einander der Fall eines Baumes, der Tod eines Naturmenschen und der Tod eines Kulturmenschen erzählt. Der Baum stirbt schmerzlos, der Naturmensch mit Ergebung, der Kulturmensch mit großer Angst und vieler Quälerei seiner selbst und seiner Umgebung. Tolstoi hat überaus oft das Sterben geschildert und die Art, wie der Mensch stirbt, als ein Kennzeichen seines Wertes aufgefaßt. Es sei nur an Natalie Ssawischna erinnert. Auch „Polikuschka" berichtet uns den Untergang eines Menschen, diesmal einen Selbstmord. Diese Erzählung ist eine Zeichnung des Rittergutsproletariats, wie wir sie auch im „Morgen des Gutsherrn" haben, aber die Be-

leuchtung ist hier eine andre. „Es ist so viel und schwer an dem armen, unwissenden Volke gesündigt worden“; diese Anklage gegen den Adel, dem er selbst angehörte, erhebt er hier und manchmal wieder. Auch der „Leinwandmesser“ ist dieser Anklage gewidmet; scheinbar ist es die Geschichte eines Pferdes, in Wahrheit die der armen bedrückten und beraubten Bauern, die die Herren als ihr Eigentum ansahen. Das Vieh wird schlecht behandelt, und der Muschik wie das Vieh. Hier begegnen wir zum erstenmale auch einer Auflehnung gegen den Mißbrauch des Eigentumsbegriffs. Also läßt er das Pferd denken:

Die Menschen lassen sich im Leben nicht durch Thaten, sondern durch Worte leiten. Sie geben weniger auf die Möglichkeit, etwas zu thun oder nicht zu thun, als auf die Möglichkeit, von verschiednen Dingen ein für allemal vereinbarte Worte zu sprechen. Solche Worte, die ihnen für wichtig gelten, sind: mein, meine, mein — sie gebrauchen die von den verschiedensten Dingen, Lebewesen und Gegenständen, sogar vom Boden, von den Menschen und von den Pferden. Von ein und derselben Sache, kommen sie überein, darf nur einer sagen: mein. Und wer in diesem von ihnen vereinbarten Spiele von der größten Zahl der Dinge sagt: „mein“ — der gilt bei ihnen für den Glücklichsten.... Viele von den Menschen, die mich ihr Pferd nannten, ritten mich nicht, mich ritten ganz andre; die fütterten mich auch nicht, mich fütterten ganz andre. Gutes erwiesen mir auch nicht etwa die, die mich ihr Pferd nannten, sondern Kutscher, Roßärzte, überhaupt fremde Menschen. Später überzeugte ich mich, daß nicht bloß in Bezug auf uns Pferde der Begriff „Mein“ keine andre Grundlage habe, als den niedrigen und tierischen Instinkt der Menschen, den sie Eigentumssinn oder Eigentumsrecht nannten. Der Mensch sagt: „Das Haus ist mein“ und wohnt nie darin.... Es giebt Menschen, die ein Stück Land „mein“ nennen und dieses Stück Land nie gesehen haben und nie darauf gewandelt sind. Es giebt Menschen, die andre Menschen „mein“ nennen und diese Menschen nie gesehen haben, und alle ihre Beziehungen zu diesen Menschen bestehen darin, daß sie ihnen Böses thun.... Und die Menschen streben im Leben nicht darnach, das zu thun, was sie für gut halten, sondern darnach, möglichst viele Dinge „mein“ zu nennen. Ich bin jetzt überzeugt davon, daß darin der wesentliche Unterschied zwischen den Menschen und uns Pferden besteht. Und daher können wir schon wegen dieses einen Umstandes behaupten, daß wir in der Stufenleiter der Lebewesen höher stehen als die Menschen. Die Thätigkeit der Menschen wenigstens, mit denen ich Beziehungen hatte, wird durch Worte bestimmt, unsre aber durch die That.

Später ist Tolstoi noch manchmal auf den Eigentumsbegriff zurückgekommen, aber daß wir solche Kritik schon in der Schrift finden, mit der der Vierunddreißigjährige die erste Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit abschließt, zeigt, daß sie in seinem Herzen wurzelte. Bde

---

Verschiedenes

(Die Verlobung der Prinzessin Alix) mit dem Großfürsten-Thronfolger von Rußland erfüllt die Herzen aller gut evangelischen Christen mit der bangen Sorge, daß wir wieder einen jener Uebertritte werden zu gewärtigen haben, die von Zeit zu Zeit die Hauspolitik unsrer protestantischen Fürstenhöfe uns nicht ersparen zu können glaubt. Solange derlei Uebertritte als ein der hohen Politik, und also den vaterländischen Interessen dargebrachtes Opfer erscheinen konnten, waren sie zwar vor der Forderung unbedingter Bekenntnistreue nicht zu rechtfertigen, aber doch im Nachgefühl einer gewissen Pflichtenkollision erträglich; heute, wo niemand, auch unsre Fürsten und Staatsmänner nicht, von einer Heirat eine politische Wirkung erwartet, ist die Selbstverständlichkeit, mit der eine evangelische Prinzessin einem fremden Throne zu lieb ihren Glauben wechselt, ein unerträgliches Aergernis. Russische Zeitungen freuen sich bereits laut, daß wieder eine hessische Prinzessin Gelegenheit haben wird, sich „die Wahrheiten der orthodoxen Kirche“ zu eigen zu machen. Den ganzen Hohn zu ermessen, sehe man auf die russische Kirchenpolitik in Polen und Baltien. Es geht vielfach die Sage, als hätte sich die Frömmigkeit heute aus unserm Volke in die obersten Gesellschaftsschichten zurückgezogen. Vorgänge wie der befürchtete lassen auf den Ernst, mit dem die hohen Kreise zu Kirche und Religion stehen, ein grelles Licht fallen. Unter solchem Affront erzittert nicht nur die hessische Landeskirche, sondern die ganze Volksseele, sofern sie noch irgend fromm und gesund empfindet. R

(Leo XIII. über die physikalischen Weltgesetze) Papst Leo XIII. hat sich in einer Encyklika über das Verhältnis des Bibelgelehrten zur Wissenschaft ausgesprochen. Der Auszug, den die Frankfurter Zeitung Nr. 116 daraus giebt, ist so interessant, daß wir uns beeilen, ihn mitzuteilen:

Ein Kampf muß gegen alle geführt werden, die mit den physikalischen Wissenschaften Mißbrauch treiben, indem sie im Namen derselben der heiligen Schrift nachspüren, um ihre Autoren bei offenbarer Unkenntnis der Naturgesetze zu überraschen und die Schriften selbst ins Lächerliche zu ziehen. Dieser verletzende Spott ist desto gefährlicher, als er Dinge betrifft, die den Sinnen zugänglich sind. Denn dadurch wird es ihm leicht, sowohl im Volke Verbreitung zu finden, als insbesondre bei der Jugend, die den Studien obliegt. Man weiß, daß wenn diese Jugend nur in einem Punkte die Verehrung vor der göttlichen Offenbarung verloren hat, sie nur zu leicht verführt ist, auch in Betreff des übrigen Inhalts den Glauben zu verweigern. Die Gefahr ist auch eine augenscheinliche. Wie einerseits das Wissen von der Natur geeignet ist, den Ruhm des hohen Schöpfers zu verkünden, der so laut durch die geschaffne Welt hallt, sodaß wir eben darin die kostbare Frucht dieser Wissenschaft erblicken müssen, wenn sie in richtiger Weise gelehrt wird — ist es andrerseits nicht minder gewiß, daß dieselbe Wissenschaft, wenn sie durch eine perfide Vortragsweise die Grundlehren der heiligen Lehrer angreift, mit derselben Eindringlichkeit Sittenverderbnis unter den jungen Leuten verbreitet, die ja an Geist und Herz noch leicht empfänglich für alle Eindrücke sind.

Deshalb wird die Kenntnis der Naturgesetze einem Lehrer der heiligen Schrift wirksam zur Zerstörung der Fallstricke helfen, die im Namen dieser Gesetze den heiligen Büchern gelegt werden. Denn kein thatsächlicher Zwiespalt kann zwischen dem Theologen und dem Physiker bestehen, wenn beide auf ihren Gebieten dauernd sich hüten, nach dem Rate des heiligen Augustin, „das Geringste auf gut Glück zu behaupten, und das Unbekannte als etwas Bekanntes vorauszusetzen.“

Wenn trotzdem irgendwo ein Widerspruch entsteht, so diene im ganzen und großen Folgendes zur Richtschnur für die Haltung der Theologen: Es ist wieder der heilige Augustin, der diese Grundsätze ausspricht: „Jenen Gegnern, die uns wahrhafte Beweise für die Gesetze der Natur geben, weisen wir nach, daß sie nichts behaupten, was der heiligen Schrift widerspräche. Wenn sie aber aus ihren Werken, welcher Art diese auch immer sein mögen, Schlüsse ziehen entgegen dem göttlichen Wort, das ist entgegen dem katholischen Glauben, dann zeigen wir ihnen, auf die eine oder andre Weise, daß diese ihre Folgerungen die falschesten sind, oder aber wir zögern zum mindesten nicht, an die Falschheit zu glauben.“ Dieses Verhalten wird in seiner Richtigkeit unanfechtbar erscheinen, wenn man vor allem in Betracht zieht, daß die heiligen Schriftsteller, oder um besser zu sprechen, „der heilige Geist, der durch ihren Mund redete, den Menschen nicht die innere Beschaffenheit der sichtbaren Dinge lehren wollte, da diese Erkenntnis keineswegs zum Seelenheile nötig ist.“ Dies ist der Grund, warum diese Autoren, statt den Naturbeobachtungen nachzuhängen, um diese richtig wiederzugeben, es vorgezogen haben, die Phänomene in einer gewissen metaphorischen Sprache zu beschreiben und zu erklären, oder aber kurzweg die gemeinübliche Ausdrucksweise ihrer Zeitgenossen zu benützen. Gott selbst hat ja, um von den Menschen, an die er sich wandte, verstanden zu werden, nicht anders gesprochen, als in alltäglichen Redeweisen.

Aber daraus, daß man mit Eifer die heilige Schrift verteidige, folgt noch nicht, daß man ebenso für alle Meinungen eintrete, die die heiligen Väter und ihre Interpreten über die Natur aufgestellt haben. Indem sie die Anschauungen ihrer Zeit aussprachen, um jene Stellen der Schrift zu erklären, in denen von physikalischen Dingen die Rede ist, haben sie vielleicht nicht immer so der Wahrheit entsprechend und mit solcher Sicherheit geurteilt, daß man nicht in unsern Tagen Irrtümer darin finden könnte. Man muß also in jenen Interpretationen mit Sorgfalt zu unterscheiden suchen zwischen dem, was sie kategorisch und im gemeinsamen Einklang als den Glauben betreffend oder doch als eng mit ihm verbunden feststellen. Denn „bezüglich dessen, was nicht zum Wesentlichen des Glaubens gehört, haben die Heiligen sich verschiedne Meinungen bilden können,“ wie Thomas von Aquino meint. Dieser drückt sich an einer andern Stelle in folgenden weisheitsvollen Worten darüber aus: Hinsichtlich der gewöhnlichen Meinungen der Philosophie, die in keinem Widerspruch zu unserm Glauben stehen, erscheint es uns sicherer, wenn wir sie nicht als Glaubensdogmen betonen, obwohl sie unter der Autorität der Philosophen in die Beweise der Theologen eingeführt worden sind. Ebenso wenig dürfen wir andre philosophische Meinungen als dem Glauben zuwider bezeichnen, da man leicht den Weisen der Welt Gelegenheit geben könnte, den Glauben und seine Lehren zu verachten. Ueberdies hat in Betreff der Induktionen, von denen die Physiker die volle Gewißheit verkünden und nachweisen, der Interpret die Pflicht zu zeigen, daß sie in Nichts der heiligen Schrift, sofern diese richtig verstanden wird, widersprechen; trotzdem würden die Interpreten Unrecht thun zu vergessen, daß Induktionen von angeblich strenger Sicherheit nachträglich als zweifelhaft widerrufen und dann gänzlich verlassen worden sind. Was die Physiker anbetrifft, die aus der Domäne ihrer Wissenschaft heraustreten und in feindlicher Gesinnung in das Gebiet der Philosophie eindringen, so hat zur Zurückweisung ihrer Angriffe der Interpret in seiner Eigenschaft als Theologe nichts zu thun, als sie an die Philosophen zu verweisen.

(Der Prophet Elias) Ein alttestamentliches Geschichts- und Charakterbild von J. E. v. Holst, Oberpastor emer. Riga, L. Hoerschelmann, 1893. 2,20 Mk. bezw. 2,60 und 2,90 Mk.

Es ist in unsrer Zeit dringend geboten, die Menschen wieder heimisch zu machen in der Schrift. Doch ist die Aufgabe der schwersten eine. Wie das Dogma vielfach zu harter Satzung geworden, zum starren Fels, der Unzähligen kein Wasser mehr spendet, so ist auch in der Schrift manches leblos geworden, pocht nicht mehr mit gewaltiger Kraft an die Herzen, erhebt und beseligt nicht mehr die Gemüter. Der Gründe sind viele, einer ist unleugbar: In manchen Gestalten der Schrift finden wir uns selbst, unser Denken und Fühlen nicht wieder, manche Gestalten

sind uns innerlich völlig fremd, weil sie einer fernen, in ihrem ganzen Sein uns unverständlichen Zeit angehören. Das gilt vorzüglich vom Alten Testament. Viele sind froh, die Patriarchen- und Königsgeschichten, die ihnen durch den von drn exilischen Juden hineingetragnen, von uns im Jugendunterricht ängstlich bewahrten Pragmatismus unter eigenartigem Gesichtswinkel dargestellt worden sind, baldmöglichst aus dem Gedächtnis streichen zu können. Und doch schütten sie das Kind mit dem Bade aus. Auch in den Gestalten des Alten Testaments pulsirt ein Leben, das, nur tief und frei erfaßt, sinnender Betrachtung wert ist. Geschickte Hände vermögen diesen Schatz zu heben. Es gilt auch hier Weizen und Spreu zu sondern, die ewigen Wahrheiten aus der Bildform, in die sie das morgenländische Leben und Dichten gekleidet hat, herauszuheben für das nüchterne Auge der Kinder unsrer Zeit, durch den Dogmatismus, der uns die alttestamentliche Geschichte verschränkt hat, hindurch das wirkliche Leben zu erfassen.

Wir begrüßen freudig jeden, der die Aufgabe zu der seinen macht. Auch der Verfasser obigen Buchs will, zumal den Gebildeten, die Gestalt des Elias näherbringen, indem er ein geschichtliches Totalbild seiner Zeit zu entrollen sucht. Ob sein Buch das vermag, ist mir nicht ganz sicher. Wohl hat es eine schöne Diktion, wohl schildert es manche historische Momente mit dramatischer Lebendigkeit, aber vielfach ists nur eine Paraphrase des biblischen Textes, der voll und ganz als wirkliche Geschichte hingenommen wird. Von dem Walten religiöser Sage, die die Lieblingshelden des Volkes verklärt und über das menschliche Maß weit hinaushebt, weiß der Verfasser nichts. Vielleicht wäre ihm dann mehr Raum und Verständnis für psychologische Vertiefung geblieben. Sie fehlt nicht ganz, aber sie bleibt meist zu sehr im Rahmen des spezifisch alttestamentlich-geschichtlichen. Dadurch hat sie den Verfasser auch, trotz des im Vorwort ausgesprochnen gegenteiligen Vorsatzes, zu dogmatischen Exkursionen veranlaßt, deren Wert für eine geschichtliche Darstellung sehr zweifelhaft ist. P L

(Graf Albrecht von Mansfeld) Erzählende Dichtung aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. R. Seehaussen. Gütersloh, Bertelsmann, 1892. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.

Ein köstliches Büchlein! Auf dem lebensvollen Hintergrunde der Reformationszeit zeichnet der Verfasser in edler Sprache, mit feinsinniger Vertiefung in seelisches Leben, die markige Gestalt Albrechts von Mansfeld, der, ein warmer Anhänger lutherischer Lehre, in vielen Punkten den Gang der Ereignisse handelnd mitbestimmt. Graf Albrecht ist eine hochherzige Natur, nur stürmisch und aufbrausend in wildem Zorn. Lange Fehde entzweit ihn und die Brüder, vergällt ihm jede Freude, betrübt das Herz der Seinen, zumal seiner liebreizenden Tochter, das in Liebe für des feindlichen Oheims Sohn erglüht. Luther, Graf Albrechts Freund, schlichtet als ein Sterbender in Eisleben den Streit, doch bald entbrennt er aufs neue. Herbe Schicksalsschläge stimmen Albrecht wie die andern Grafen milder, Trübsal läutert ihre Herzen und vereint, die eines Blutes sind. Wunderbar ergreifend sind manche Szenen, wie Luthers Sterben, das Zwiegespräch des treuen Schloßpfarrers mit dem Grafen, den er zu stiller Einkehr in sich selber mahnt; gar anheimelnd wehts aus der Dichtung überall uns entgegen. P L

(Monatshefte der Comeniusgesellschaft) Jahrgang 1893 und Heft 1—3 1894. Leipzig, R. Voigtländers Verlag.

Angesichts unsrer in politischer, kirchlicher und sozialer Beziehung so verworrenen Zeit dürfte die Comeniusgesellschaft, von der ja schon mehrfach in diesen Blättern die Rede war, mit ihren alle Völker, Bekenntnisse und Stände umfassenden idealen Bestrebungen wie eine Oase in der Wüste erscheinen. Der erfrischende Quell dieser Oase ist der Geist des frommen Brüderbischofs und genialen Pädagogen, dem als letztes Ziel seines großartigen und weltumfassenden Wirkens bekanntlich das Friedensreich Christi auf Erden — die eine Herde unter dem einen Hirten — vorgeschwebt hat. „Dem Geiste des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer durch Schrift und Rede unter uns lebendige Verbreitung zu verschaffen und in diesem Geiste bildend und erziehend auf das heutige Geschlecht zu wirken,“ das ist die doppelte Aufgabe, die sich die Comeniusgesellschaft gestellt hat. Diese Aufgabe ist wahrlich des Schweißes der Edeln wert. Wie sie auf dem am 22. Oktober vorigen Jahres in Lissa abgehaltnen ersten Kongreß der Gesellschaft in mannigfacher Weise zum Ausdruck kam, so dienen ihr die seither veröffentlichten Monatshefte (denen seit 1893 sich noch „Die Mitteilungen der Comeniusgesellschaft“ hinzugesellt haben) als ein der weitesten Verbreitung würdiges Organ. „Zur Pflege der Wissenschaften im Geiste des Comenius bestimmt, wollen sie insbesondre die Religion, Philosophie, Geschichte und Erziehungslehre berücksichtigen und für die Gleichberechtigung der letztern unter den übrigen Wissenschaften eintreten.“

Da es mir nun unmöglich ist, die zahlreichen, bisher erschienenen, zum Teil sehr wertvollen Aufsätze und Studien hier in wenigen Zeilen zu besprechen, möchte ich die Leser der Christlichen Welt vielmehr auffordern, durch den geringen Jahresbeitrag von 5 Mk. (einzusenden an das Bankhaus Molenaar und Komp., Berlin C, Burgstraße) sich selbst die Mitgliedschaft der Gesellschaft und damit den Besitz aller ihrer Veröffentlichungen zu erwerben. Auf einen Aufsatz aber, der gerade für unsern Leserkreis von hervorragendem Interesse sein dürfte, möchte ich dennoch besonders aufmerksam machen. Im neuesten (2. und 3.) Heft des Jahrgangs 1894 erörtert D. theol. Becker das Verhältnis Schleiermachers zur Brüdergemeinde. Aus diesem geistvollen und manche neue Gesichtspunkte eröffnenden Vortrag lernen wir nicht nur das innige persönliche Verhältnis kennen, das den großen Theologen bis an sein Lebensende mit dieser Gemeinschaft, der er als Knabe

und Jüngling angehörte, verbunden hat, sondern auch den unverkennbaren Einfluß würdigen, den diese auf sein ganzes Denken und Wirken (und damit auf unsre evangelische Kirche) auszuüben imstande gewesen ist. Aus der Herzensreligion Zinzendorfs und der Brüdergemeinde stammt das Fundament seiner Dogmatik, die Lehre vom christlichen Bewußtsein; in der Bekenntnisfreiheit der Brüdergemeinde wurzeln seine Unionsbestrebungen; in der Verfassung dieser freien Religionsgesellschaft die schon 1793 gegen seinen Oheim Stubenrauch ausgesprochne Forderung einer vom Staate freien Kirche. Er erweist sich in dem allen, wie er sich selbst genannt hat, als „ein Herrnhuter höherer Ordnung.“ Als solcher stellt er sich insonderheit „die große, echt brüderische, schon von Zinzendorf in Angriff genommene Aufgabe der Versöhnung zwischen Glauben und Wissen.“

So schließe ich diese kurze Besprechung mit den auf Seite 65 und 66 zitirten herrlichen Worten Schleiermachers, in denen eine der hohen Bestrebungen der Comeniusgesellschaft zum deutlichen Ausdruck kommt: „Wenn die Reformation, aus deren ersten Anfängen unsre Kirche hervorgegangen ist, nicht das Ziel hat, einen ewigen Vertrag zu stiften zwischen dem lebendigen Glauben und der nach allen Seiten freigelassenen, unabhängig für sich arbeitenden wissenschaftlichen Forschung, sodaß jener nicht diese hindert, und diese nicht jenen ausschließt: so leistet sie den Bedürfnissen unsrer Zeit nicht Genüge, und wir bedürfen noch einer andern, wie und aus was für Kämpfen sie sich auch gestalten möge. Meine feste Ueberzeugung ist, der Grund zu diesem Vertrage sei schon damals gelegt, und es thue nur not, daß wir zum bestimmtern Bewußtsein der Aufgabe kommen, um sie auch zu lösen.“ (Sämtliche Werke V, 246.) H-Sch

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 18 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Gestern abend 3/4 11 Uhr entschlief nach vierjährigem Leiden unser guter Bruder, Schwager und Neffe, der Kandidat der Theologie

Willy Habermann

im 27. Jahre seines Lebens.

Fest gegründet im Glauben, hat er sein langes Leiden in Demut und Geduld getragen und ruht nun in Gottes Frieden.

Im Namen der betrübten Hinterbliebnen:

Zwinge, 22. April 1894

Gustav Habermann, Pfarrer

Gesucht wird ein **Kandidat der Theologie oder Philologie**, der einen auf dem Lande wohnenden Herrn zum Abiturienten-Examen vorbereiten soll. Zu erfragen bei P. Allihn, Athenstedt bei Heudeber.

Für die sehr willkommne Sendung vom 23./3. 94 aus Berlin W. bezüglich meiner Broschüre über die Bibelkritik versuche ich hierdurch zu danken und den gütigen, aber leider anonymen Absender um seine Adresse zu bitten.

J. Petran,
Pastor in Hermsdorf, O.-Lßz.

****

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ

Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.

Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.

Illustr. Kataloge gratis.

Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

****

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus

in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten

Prospekte auf Wunsch

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 18: Deutschtum und Polentum — Utopien eines Technikers (Schluß) — Die Massenverbreitung guter Schriften — Ein Kapitel von deutscher Lyrik — Maßgebliches und Unmaßgebliches — Litteratur

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig